

Buchbesprechungen

Die Rezensionen des Kurtrierischen Jahrbuchs sind auf recensio-regio.net kostenfrei und ohne Registrierung einsehbar. recensio-regio-net ist eine 2011 eingereichte Open-Access-Plattform, die von der Bayerischen Staatsbibliothek (BSB) im Rahmen des Fachinformationsdiensts Geschichtswissenschaft realisiert wird. Die Rezensionen dieser Sparte sind wissenschaftlichen Zeitschriften mit spezifischen regionalen Perspektiven vorbehalten. Die Freigabe der Rezensionen ist an die ausdrückliche Einverständniserklärung der jeweiligen Verfasserinnen und Verfasser geknüpft und wird seitens der Redaktion individuell erbeten.

Andreas HEINZ, St. Simeon in der Porta Nigra zu Trier. Leben, Wunder und Verehrung eines welterfahrenen Eremiten (= Geschichte und Kultur des Trierer Landes, Bd. 16). Trier: Kliomedica 2018, 359 S., 28 s/w-Abb. im Text, ISBN: 978-3-89890-215-1, EUR 48,00.

Die Lebensbeschreibung des in Syrakus geborenen und in der Porta Nigra am 1. Juni 1035 verstorbenen Symeon (Simeon) gehört zu den herausragenden hagiographischen Texten des Hochmittelalters. Das ereignisreiche Leben des Griechen Symeon wird in der *Vita S. Symeonis* (BHL 7963–7964) von dem Trierer Abt Eberwin erzählt, der angibt, seine Informationen von dem Heiligen erhalten zu haben, mit dem er sich regelmäßig vor seinem Tode unterhalten hatte. Niemand seit dem 11. Jahrhundert hat diese Angabe angezweifelt – und dies zu Recht. Es muss Symeon selbst gewesen sein, der detailreiche Auskunft über seine bewegte Biographie zwischen griechischem Osten und lateinischem Westen gewährte. Obwohl Eberwin die Konventionen lateinischer Hagiographie einhält, liest sich sein Bericht wie eine Art Roman, wie ihn damals die Byzantiner, nicht jedoch die Lateiner kannten. Die *Vita S. Symeonis* ist somit nicht nur ein wichtiges historisches Dokument über einen „welterfahrenen Eremiten“ (so der Untertitel der hier zu besprechenden Publikation); sie ist auch ein Literaturdenkmal ersten Ranges, das im 11. Jahrhundert seinesgleichen sucht. Denn obwohl es dem Trierer Erzbischof trotz päpstlicher Anerkennung des Kultes möglicherweise noch im Jahre 1035 nicht gelang, die Symeon-Verehrung dauerhaft durchzusetzen, war diesem Text über einen weithin eher unbekanntem Heiligen ein erstaunlicher Erfolg beschieden: es handelt sich um die wohl am häufigsten abgeschriebene *Vita* eines zeitgenössischen Heiligen aus dem 11. Jahrhundert. Die fortschreitende Katalogisierung der mittelalterlichen Bestände in Europa fördert immer wieder neue, bis jetzt unbekannt Textzeugnisse zu tage (siehe zum Beispiel zuletzt: Anna KOZŁOWSKA [et al.]: *Catalogus codicum*

manuscriptorum medii aevi latinorum qui in Bibliotheca Jagellonica Cracoviae servantur. Vol. 11, Cracoviae 2016, S. 85–92: Hs. 1509, geschrieben in Krakau im dritten Viertel des 15. Jahrhunderts, darin ein Ausschnitt der *Vita* auf f. 157r–160v). Eine kritische Ausgabe, an der an mehreren Orten seit längerem gearbeitet wird, ist bis jetzt nicht erschienen. Die Anziehungskraft der romanhaften Erzählung und ihre historische Bedeutung für die Trierer Lande sind die Gründe dafür, dass sich die Forschung seit dem 19. Jahrhundert intensiv mit der *Vita S. Symeonis* auseinandergesetzt hat.

Den Publikationen von Franz-Josef Heyen (mit seiner monumentalen Darstellung des Stiftes St. Simeon in der *Germania Sacra* im Jahre 2002), Alfred Haverkamp und Tuomas Heikkilä gesellt sich jetzt eine ausführliche Darstellung von Andreas Heinz hinzu. Nach einem Vorwort, in dem die Forschungsgeschichte skizziert wird (S. 5–8), bietet der Verfasser drei umfangreiche Teile. Zuerst wird der entsprechende Abschnitt der *Acta Sanctorum* (Iun. I, 1695) in Latein und in einer deutschen Übersetzung vollständig wiedergegeben (S. 14–117). Das heißt, nicht nur die *Vita* und die zum Teil noch im späten 11. Jahrhundert ergänzten Wunderberichte werden hier berücksichtigt (samt Fußnoten und Spaltentitel; S. 24–67), sondern auch die dazu gehörenden Ausführungen der Bollandisten (S. 14–23 und S. 68–89) sowie die sog. *Historia elevationis* aus dem frühen 15. Jahrhundert (S. 90–117). Da die Erforschung der Hagiographie im 17. Jahrhundert inzwischen zum eigenständigen Forschungsobjekt geworden ist, ist zu begrüßen, dass der Verfasser den kompletten *Acta Sanctorum*-Eintrag übernahm. Er hat dabei zu viel des Guten getan, indem er die lateinischen Texte in der für heutige Leser unverständlichen Interpunktion abgedruckt hat, anstatt sie zu modernisieren; er entschädigt allerdings dafür mit zuverlässigen und gut gelungenen Übersetzungen aus dem Lateinischen.

Der zweite Teil ist mit „Kommentar“ überschrieben (S. 121–251). „Kommentierende Paraphrase“ trifft eher zu. Heinz folgt der Erzählung von Leben und Wundern des Heiligen Symeon, wie sie in der *Vita S. Symeonis* dargestellt werden, und bietet dazu überwiegend historische Hintergrundinformationen aufgrund der wissenschaftlichen Literatur. Hier hätte man sich eine tiefgehende Arbeit am Text selbst gewünscht. Denn Eberwein mag gebannt zugehört haben, als Symeon in seiner Zelle der Porta Nigra sein Leben erzählte, und das Gehörte wahrheitsgemäß notiert haben, in der *Vita* scheinen indes mehrere ältere Motive der lateinischen Hagiographie durch. Heinz deutet beispielweise einen Vergleich mit der *Vita Antonii* an (S. 161–165), anderswo fehlen aber Hinweise auf wirksame Traditionen, etwa auf S. 155–156 zum Abschnitt. 6 der *Vita* (im vorliegenden Buch S. 28–31), wo das Motiv der Flucht des Heiligen vor seinen Bewunderern an die *Vita Hilarionis* des Heiligen Hieronymus erinnert (überhaupt scheint Eberwein die drei Heiligenviten – *Vita B. Pauli monachi Thebaei* [*Vita Pauli primi eremitae*], *De monacho captivo*

[*Vita Malchi*], *Vita Hilarionis* – des Grantlers von Bethlehem sehr gut gekannt zu haben). Ähnliches gilt für die Behandlung der Wunder, die meistens lediglich nacherzählt werden (S. 213–251). Im dritten Teil (S. 253–330) geht der Verfasser kenntnisreich auf die mittelalterliche und neuzeitliche Verehrung des Heiligen Symeon und auf die damit verbundenen berühmten Kultobjekte ein (darunter das in Trier erhaltene *biretum* des Heiligen, das heißt seine Mütze, und eine griechische liturgische Handschrift).

Ein Schlusswort, ein gutes, aber nicht ganz vollständiges Literaturverzeichnis (es fehlen etwa neuere Arbeiten von Tuomas HEIKKILÄ: „Between East and West: the many uses of the life of St. Symeon of Trier“, in: *Travelling through time: Essays in honour of Kaj Öhrnberg*. Hrsg. von Sylvia AKAR [et al.]: Helsinki 2013, [Studia Orientalia 114], S. 121–134; „The possibilities and challenges of computer-assisted stemmatology. The example of *Vita et miracula S. Symeonis Treverensis*“, in: *Analysis of ancient and medieval texts and manuscripts. Digital Approaches*. Hrsg. von Tara L. ANDREWS und Caroline MACÉ: Turnhout 2014, [Lectio. Studies in transmission of texts and ideas 1], S. 19–42), ein Verzeichnis der über 25 Schwarzweißabbildungen, welche den Text auf passende Weise auflockern, sowie ein Register runden den Band ab. Mit diesem Buch reiht sich der Verfasser in die Gruppe der verdienten Symeon-Forscher ein, und man wird ihm dankbar dafür sein, dass er die bisherige Forschung in ruhigem, angenehmem Stil zusammengefasst hat und dass er dank der Übersetzung der lateinischen Texte ins Deutsche vor allem einem interessierten Laienpublikum einen verlässlichen und gut lesbaren Zugang zu einer der faszinierendsten Gestalten des 11. Jahrhunderts ermöglicht.

Michele C. FERRARI

La Grâce d'une Cathédrale. Metz. Sous la direction de Mgr Jean-Christophe LAGLEIZE. Strasbourg: La Nuée Bleue 2019, 444 S., ISBN: 978-2-7165-0867-4, EUR 85,00.

Der Anlass für die Entstehung der vorliegenden Publikation bildet die 800-Jahrfeier der Kathedrale St. Stephan in Metz im Jahr 2020. Um 1220 hatte der Straßburger Bischof Konrad von Scharfenberg (ca. 1165–1224) den Entschluss gefasst, die Metzger Kathedrale im Stil der Gotik umbauen zu lassen. Bereits in spätantiker Zeit befand sich hier ein dem Protomärtyrer Stephanus geweihtes Oratorium. Ihm folgte ein karolingischer Bau, der unter Bischof Chrodegang (ca. 715–766) vergrößert wurde sowie eine ottonische Kathedrale, deren Konsekration in das Jahr 1040 fiel. Heute gilt der gotische Bau mit seinen 6.500 m² Glasfenstern

aus dem 13. bis 20. Jahrhundert als größte Kirchenfensteranlage Europas. Es ist bekannt, dass neben Jacques Villon und Roger Bissière auch Marc Chagall in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts eine Reihe moderner Kirchenfenster zur Kathedrale beisteuerte. Auffällig ist hierbei, dass die Kathedrale von Metz das gleiche Patrozinium („St. Stephan“) trägt wie die Kirche St. Stephan in Mainz, die ebenfalls im Besitz von Chagall-Fenstern ist. Wichtige Ereignisse, die in der Kathedrale von Metz stattfanden, waren die Krönungen Ludwigs des Frommen und Karls des Kahlen in den Jahren 835 und 869, die Entgegennahme der Goldenen Bulle 1356, der feierliche Einzug König Heinrichs II. 1552 sowie der Besuch Papst Johannes Pauls II. im Jahr 1988.

Die innerhalb der renommierten Reihe „La Grâce d’une Cathédrale“ erschienene Veröffentlichung präsentiert sich als eine opulente Zusammenfassung all dessen, was sich aus historischer, baugeschichtlicher und nutzungsspezifischer Sicht über die Kathedrale von Metz sagen lässt. Hinzu kommt eine Menge an Informationen zur Kunst- und Kulturgeschichte der Kirche und der Stadt Metz, bei der auch der legendenhafte, vom ersten Metzzer Bischof Klemens bezwungene Drache Graouilly nicht fehlen darf.

Das Gesamtmaterial gliedert sich in drei Abteilungen. Teil 1 (S. 21–158) steht unter der Überschrift „Construire une cathédrale“. Er beschäftigt sich mit den architektonischen Entwicklungen der Kathedrale bzw. deren Vorgängerbauten von der Christianisierung der Stadt Metz im 3. Jahrhundert bis zu den ausgedehnten Restaurierungsmaßnahmen der Jahre 1974 bis 2015. Aus archäologischer und baugeschichtlicher Perspektive liefert dieser Teil eine Fülle grundlegender Informationen von beeindruckender Qualität.

Teil 2 (S. 160–328) thematisiert den heutigen Zustand der Kirche („La cathédrale aujourd’hui“). Er umfasst nach einem sachkundigen Blick auf das Innere und Äußere des Gebäudes spezielle Beiträge zu den Fenstern, den Werkstattmarken der Gold- und Silberschmiede, dem Mobiliar, den Glocken, den Orgeln und der Skulpturenausstattung der Kathedrale. Teil 3 (S. 331–432) widmet sich schließlich den Beziehungen von Kathedrale und Stadt („La cathédrale et la cité“). Der Bogen spannt sich vom frühen Mittelalter bis in das 20. Jahrhundert. Darin eingeschlossen sind Ausführungen über die kaiserliche, bischöfliche, kanoniale und bürgerliche Aufsicht über das Gotteshaus. Eigene Kapitel betreffen das innere Leben der Kathedrale mit den Aspekten Liturgie, Frömmigkeit, Musik und Kirchengesang. Auch ein Beitrag über die im Umfeld der Kathedrale aufgeführten Mysterienspiele findet sich hier. Den Abschluss bildet ein Blick auf die heutige Nutzung des Gebäudes mit seinen vielfältigen Formen einer religiösen und kulturellen Lebensgestaltung.

Nicht ausgespart in diesem gewaltigen Panorama sind die schwierigen Jahre der Zugehörigkeit von Metz zum deutschen Reich und deren Folgen für das Erscheinungsbild der Kirche, vor allem während und nach dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 und den beiden Weltkriegen. So wurde eine am Portal der Kirche befindliche Statue, die Kaiser Wilhelm II. in der Gestalt des Propheten Daniel zeigte (wenn auch mit Schnurrbart) 1918 mit Handschellen versehen und mit einem Blechschild behaftet, das die Aufschrift trug: „Sic transit gloria mundi“. Wilhelm II. hatte aus Mitteln des kaiserlichen Hauses 1902/03 die Restaurierung des Kirchenportals finanziert und die Baustelle auch persönlich besucht. Im Jahr 1940 von Deutschland völkerrechtswidrig annektiert, wurde Metz dem Gau Westmark zugeteilt. Die Kathedrale selbst wurde von den Nazis für propagandistische Zwecke missbraucht. Schwere Zerstörungen erfuhr das Gebäude im Dezember 1944. Der aus Mitteln des französischen Staates betriebene Wiederaufbau zog sich über Jahrzehnte hin. Von besonderem Interesse sind in dieser Hinsicht die Beiträge von Christiane Pignon-Feller („Dégermaniser la cathédrale 1918–1945“) und Guillaume Lefèvre („Conserver et restaurer la cathédrale“). Der heutige Status des Bistums und der Kathedrale von Metz basiert auf dem zwischen Napoleon Bonaparte und Papst Pius VII. abgeschlossenen Konkordat (1801). Es sichert Metz, ebenso wie Straßburg, eine Reihe von Sonderrechten, zu der auch die Erhebung von Kirchensteuern gehört.

Der inhaltsreiche Band wird auf lange Zeit das maßgebliche Standardwerk zur Geschichte und Nutzung der Kathedrale von Metz bilden.

Michael EMBACH

Simon REUTER, *Revolution und Reaktion im Reich. Die Intervention im Hochstift Lüttich 1789–1791* (= Verhandeln, Verfahren, Entscheiden. Historische Perspektiven, Bd. 5). Münster: Aschendorff 2019, VIII-444 S., ISBN: 978-3-402-14663-7, EUR 62,00.

Anzuzeigen ist eine Dissertation, die an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster im Rahmen des Leibniz-Projekts „Vormoderne Verfahren“ entstanden ist. Sie befasst sich mit dem Hintergrund einer militärischen Intervention, die zwischen 1789 und 1791 von mehreren Reichsfürsten in die Wege geleitet wurde, um eine Revolution im Hochstift Lüttich niederzuschlagen: Mitunter inspiriert durch die Ereignisse in Frankreich war es am 18. August 1789 in der Hauptstadt Lüttich zu einem Aufstand gekommen, in dessen Folge sich der regierende Fürstbischof, Konstantin Franz von Hoensbroech, zur Flucht gezwungen sah und nach Trier

auswich. Die Brisanz der Vorfälle in Lüttich wies weit über den lokalen Rahmen hinaus. Mit dem Übergreif auf einen Reichsfürsten war nämlich ein Reichsgrundgesetz („ewiger Landfriede“ von 1495) gebrochen worden, wodurch die allgemeine Sicherheitsordnung des Alten Reichs erschüttert wurde. Ein Mandat des Reichskammergerichts beauftragte den Niederrheinisch-Westfälischen Reichskreis daher mit der Wiederherstellung des status quo ante im Hochstift Lüttich.

Für den Verfasser bietet der Fall der so genannten „Lütticher Exekution“ in zweifacher Hinsicht ein hohes Erkenntnispotential. Zunächst ließen sich zentrale reichsständische Akteure in den Blick nehmen, die sich unter ganz verschiedenen Voraussetzungen der sicherheitspolitischen Probleme annehmen mussten, die nach 1789 im Westen des Reichs aufzutreten drohten. Neben Lüttich und dem kaiserlichen Hof in Wien interessieren Reuter vor allem die Kreisgesandten von Preußen/Kleve (C.W. v. Dohm), Kurköln/Münster (M. v. Kempis), Kurpfalz/Jülich (J.H. Grein) und Kurmainz (H.W. Graccher). Im Kontext der Intervention waren sie ebenfalls Akteure der „Darstellung des eigenen politischen Status und sozialen Ranges“ (S. 3). Ihr Wirken habe demnach nicht nur eine instrumentelle, sondern auch eine symbolische Bedeutung. In dieser Hinsicht versteht sich die Studie in Anlehnung an die Arbeiten von Barbara Stollberg-Rilinger als Beitrag zur „Kulturgeschichte des Politischen“. Darüber hinaus bildet der Fall der Lütticher Exekution aber auch einen Untersuchungsrahmen ab, innerhalb dessen sich das Alte Reich des 18. Jahrhunderts „in seiner genuinen Funktion eines formalisierten Schutzverbandes“ (S. 3) näher analysieren lässt. Somit versteht sich die Arbeit zudem als „Beitrag zur Erforschung der Ordnungspolitik im mitteleuropäischen Raum“ (S. 8).

Im Interesse an den intervenierenden Reichsständen, insbesondere ihrer Vertreter, greift Reuter vornehmlich auf Korrespondenzen, Protokolle sowie Tagebücher aus der Feder der Kreisgesandten zurück. Diese Quellen verweisen ihrerseits auf die formalen und informalen Dimensionen der Intervention. Die Unterscheidung zwischen Formalität und Informalität hat für den Verfasser einen methodischen Wert im Gang der Untersuchung, in der das reichsständische Verhalten unter Berücksichtigung der unterschiedlichen „Rollen“ (S. 11) verschiedener Amtsträger nachgezeichnet werden soll. Das Lehrbuchbeispiel dafür liefert der Mainzer Kurfürst, der nicht nur Landesherr war, sondern auch das Amt des Erzkanzlers, des Reichstagsdirektors sowie noch weitere, auch klerikale Ämter bekleidete. Reuter zeigt auf, dass sich – abgesehen von haus-, herrschafts- und sicherheitspolitischen Interessen – diese Multifunktionalität auf den Verlauf der Lütticher Exekution auswirkte.

Inhaltlich gliedert sich die Arbeit in vier große Teile. Im Interesse an den formalen Voraussetzungen der Intervention thematisiert der Verfasser zunächst die

allgemeine Verfassung und Funktionsweise der Reichskreise, von denen im weiteren Untersuchungsgang neben dem Niederrheinisch-Westfälischen Kreis auch der Burgundische und der Kurrheinische näheres Interesse erfahren. Es folgt eine konzise Darstellung der Strukturbedingungen im Hochstift Lüttich im späten 18. Jahrhundert sowie der revolutionären Ereignisse im August 1789, für die sich Reuter im Wesentlichen auf einschlägige Spezialstudien der deutsch- und französischsprachigen Forschung beziehen kann. In einer chronologischen Betrachtungsweise nimmt der Verfasser anschließend die Intervention, so wie sie sich aus Sicht der Kreisgesandten zwischen September 1789 und April 1791 darstellte, in den Blick. Er unterscheidet dabei drei Phasen, in denen die Akteure zunächst Strategien für die Exekution entwickelten (I), die Exekutionsordnung in die Tat umsetzten, dabei aber noch an den Lütticher Rebellen scheiterten (II) und schließlich, mit kaiserlicher Unterstützung, die Restauration des Lütticher Fürstbischofs dennoch zu erreichen wussten.

Wenngleich sie in der Bekämpfung der Lütticher Revolutionäre einen gemeinsamen Nenner fanden, gingen die Interessen der Reichsstände zum Teil weit auseinander. Bereits 1787 waren preußische Truppen in der Republik der Vereinigten Niederlande interveniert, um die Bewegung der „Patriotten“ niederzuschlagen. Nach einer vorübergehenden und, wie Reuter mehrfach betont, lediglich „formalistischen Heuchelei“ des preußischen Kreisgesandten Dohm zielte die preußische Strategie im Falle Lüttichs darauf ab, erneut als Schiedsrichter an der westlichen Grenze des Alten Reichs in Erscheinung zu treten und zwischen den Lütticher Revolutionären und dem Reich als Mediator aufzutreten. Demgegenüber beharrten die Kurfürsten von Köln, Mainz und der Pfalz auf einer formalen Lösung im Sinne der Reichsverfassung, um den „Fortbestand reichsständischer Handlungsoptionen“ (S. 165) in Krisenzeiten unter Beweis zu stellen. Insofern musste es also darum gehen, an den Lütticher Rebellen ein deutliches Exempel zu statuieren. Wenn auch nicht in vorderster Front, schloss sich der Trierer Kurfürst dieser Sichtweise an; zur Unterstützung der Kreisarmee beorderte er Hilfstruppen.

Im Sinne dieser formalen Lösung bedurfte es einer konkreten Exekutionsordnung, die aus Mangel an angemessenen Vorbildern zwischen den verschiedenen Kreisgesandten erst ausgehandelt werden musste. In dieser zweiten Phase der Intervention konnte man sich zwar auf eine provisorische Geschäftsordnung einigen, doch wie Reuter in anschaulicher Weise darlegt, entstanden daraus empfindliche Rangkonflikte, die einer einvernehmlichen Formalisierung der Exekutionsordnung letzten Endes entgegenwirkten. Neben finanziellen geriet das Unternehmen auch in schwere militärische Schwierigkeiten, weil die Kreistruppen den Lütticher Rebellen unterlegen waren. Die vier Kurstände waren somit offensichtlich gar „nicht in der Lage als eigenständige Sicherheitsakteure zu agieren“ (S. 263). Nach

dem Tod des Kaisers Joseph II. kam inmitten dieser Krise die neue Kaiserwahl „wie gerufen“ (S. 295), denn das formalisierte Prozedere des Wahlgremiums sowie der Wahlkapitulation schuf eine gewisse Klarheit im Verhältnis der Reichsstände untereinander. Zudem bestieg mit Erzherzog Leopold von Österreich ein Kaiser den Thron, der ein anderes Verständnis des Reichsverbands hegte als sein Vorgänger. Reuter sieht darin den Übergang zur dritten Phase der Lütticher Intervention. In seiner Rolle als Direktor des Burgundischen Reichskreises nahm der Kaiser als „Mitstand“ an der Exekution teil, die Beteiligung habsburgischer Truppen an der Intervention gab schließlich den Ausschlag für die Wiederherstellung des status quo ante im Hochstift Lüttich.

Aus Benutzersicht ist es am Ende bedauerlich, dass diesem detailreichen Buch, das erklärtermaßen ein starkes Interesse an Akteuren verfolgt, keinerlei Index beigegeben wurde. Spezifischen Leseinteressen, die auf über 450 Seiten reichlich bedient werden, kommt das Buch leider nicht entgegen. Dies gilt umso mehr, als auch das Inhaltsverzeichnis keine Nachschlaghilfe bietet, da es ausschließlich die ersten beiden Gliederungsebenen wiedergibt und die zahlreichen Unterkapitel ausblendet. Dabei sind es gerade diese quellennah ausgearbeiteten Kapitel, aus denen die Studie ihre Tiefgründigkeit und Relevanz entwickelt. Zusammengenommen eröffnen sie wichtige Perspektiven auf die Revolutionszeit im Westen des Alten Reichs, dessen Sicherheitsordnung eben nicht nur durch die allseits bekannten Ereignisse in Frankreich, sondern auch durch eine „innere“ Revolution bedroht wurde.

Jort BLAZEJEWSKI

Jordan R. HAYWORTH, *Revolutionary France's War of Conquest in the Rhineland*.
Cambridge: University Press 2019, XVIII-340 S., ISBN: 978-1-108-49745-9,
£ 90,00.

Das vorliegende Buch geht zurück auf eine Doktorarbeit, die der Verfasser an der University of North Texas abgeschlossen und die 2016 mit dem US-amerikanischen Coffman Prize für militärhistorische Dissertationen prämiert wurde. Das Werk beschäftigt sich im Kontext des Ersten Koalitionskrieges (1792–1797) mit der Vorstellung und Wirkmacht der „natürlichen Grenzen“, Grenzverläufe also, die Frankreich von Natur aus zuzukommen schienen: Berge, Meere und nicht zuletzt auch Flüsse, die, wie am Rhein, eine Barriere zu den benachbarten deutschen Staaten bilden sollten. Hayworth begibt sich damit nicht auf unbekanntes Terrain. Vor allem in der deutsch-französischen Historiographiegeschichte war die

Frage nach den natürlichen Grenzen Anlass für große Kontroversen, die in der Zwischenkriegszeit Züge einer „Historikerschlacht“ (so Franziska Wein u. Klaus Pabst) annahmen.

Hayworths Erkenntnisinteresse richtet sich weniger auf den politisch-diplomatischen Diskurs während der Revolutionszeit als vielmehr auf die militärische Dimension der sogenannten natürlichen Grenzen, die er bislang unterbewertet sieht (X). Mit einem Fokus auf den Koalitionskrieg, so wie er am und um den Rhein geführt wurde, positioniert sich Hayworth gegen die Annahme, Frankreichs Außenpolitik sei schon seit dem Ancien Régime darauf ausgerichtet gewesen, sein Staatsgebiet bis an die Rheingrenze zu erweitern. In prominenter Weise hatte der französische Historiker Albert Sorel (1842–1906) diese Ansicht in seinem achtbändigen Monumentalwerk *L'Europe et la Révolution française* vertreten. Hayworths Beweisführung geht hingegen von drei zentralen Thesen aus. Die Idee der natürlichen Grenzen sei erstens nie ein übergreifendes Konzept französischer Außenpolitik gewesen, sondern erst in der Dynamik des Revolutionsprozesses wirkmächtig geworden. Zweitens spielte sie eine unverkennbar wichtige, allerdings keine dominierende Rolle für Frankreichs militärische Strategie im Koalitionskrieg und drittens habe es unter den französischen Revolutionären keine Einigkeit über das Konzept gegeben (XI).

Das Buch folgt einer chronologischen Betrachtung des Koalitionskrieges in acht Kapiteln. Im ersten Kapitel befasst sich der Verfasser mit Grundzügen der französischen Außenpolitik im Ancien Régime, in dem die Vorstellung der natürlichen Grenzen allenfalls von marginaler Bedeutung war. Im 17. Jahrhundert nämlich nahezu bedeutungslos, spielte es im 18. Jahrhundert auch nach wie vor keine Rolle, weil sich Frankreich in territorialer Hinsicht gesättigt sah (S. 31). Für Vorstöße an den Rhein seien allenfalls dynastische Motive anzuführen, nicht aber ideologische Beweggründe, die eine jahrhundertelange französische Tradition des Konzepts der natürlichen Grenzen plausibilisieren könnten.

In dem zweiten und dritten Kapitel nimmt der Verfasser die Entwicklungen zwischen 1789 und 1794 näher in den Blick. Provoziert durch tatsächliche wie vermeintliche gegenrevolutionäre Umtriebe an seinen Außengrenzen, maßgeblich initiiert durch französische Emigranten, richtete sich Frankreichs Kriegserklärung vom 20. April 1792 gegen Gefahrenherde im Rheinland (S. 47). Im Kontext der Kriegsfrage, die die Revolutionäre in Frankreich spaltete und mit Persönlichkeiten wie Maximilien Robespierre oder Georges Danton namhafte Gegner fand, traten Anacharsis Cloots und Jacques-Pierre Brissot als ausgesprochene Befürworter auf. Während Cloots als erster Revolutionär überhaupt den Krieg mit dem Erreichen der natürlichen Grenzen rechtfertigte (S. 53), sind Brissots Argumente differenzier-

ter zu bewerten. Ihm schwebte eine Union rheinischer Staaten vor, die Frankreich nach Innen mehr Sicherheit versprach als eine territoriale Expansion bis an den Rhein (S. 59). Trotz der Artikulierung solcher Vorstellungen nahm die Politik der natürlichen Grenzen erst Gestalt an, nachdem das militärisch planlose Frankreich empfindliche Rückschläge hatte einstecken müssen. Der Verfasser datiert dieses Momentum auf die Zeit nach der Schlacht von Valmy im September 1792, in deren Folge die alliierten Streitkräfte aus Frankreich bis an den Rhein zurückgedrängt werden konnten. Mit zunehmenden militärischen Erfolgen gewann die Vorstellung eines durch natürliche Grenzen umrandeten Staates unter französischen Politikern an Popularität. Diese nahm zu, als sich Frankreichs äußere Feinde in den Jahren 1793 und 1794 vermehrten und innere Radikalisierungen die Revolutionserfolge bedrohten. Neben Brissot, der zusammen mit anderen Girondisten der Terreur im Oktober 1793 zum Opfer fiel, befasst sich Hayworth mit Lazare Carnot als ambivalentem Akteur der Politik der natürlichen Grenzen. Im vierten Kapitel, das die wechselhafte Zeit der Terreur und der ersten Militärokkupation im Sommer 1794 umfasst, zeigt Hayworth auf, dass führende Revolutionäre wie Carnot keinesfalls nur natürliche Grenzen vor Augen hatten, sondern auch alternative Grenzverläufe erwogen.

Wie der Verfasser im fünften bis siebten Kapitel aufzeigen kann, zog sich diese Tendenz auch durch die Zeit der thermidorianischen Republik und des Direktoriums. Der militärische Erfolg hatte Frankreichs Armee zwar bis an den Rhein geführt, doch militärische und logistische Probleme ließen die Idee einer natürlichen Grenze am Rhein weder realisierbar noch wünschenswert erscheinen. Ohne entscheidenden Sieg gegen Österreich, das mit Mainz und Mannheim noch wichtige Festungen am Rhein besetzt hielt, war eine dauerhafte Position Frankreichs am Rhein ohnehin undenkbar. Wesentlich bedingt durch mangelhafte Versorgung, waren Moral und Disziplin in der französischen Armee gesunken; die Gewaltbereitschaft französischer Soldaten gegenüber der einheimischen Bevölkerung nahm zu. 1796 wurde der Rhein zur Rückzugslinie für eine zunehmend kriegsmüde Sambre- und Maas-Armee. Wenngleich auch das Direktorium keine einheitliche Politik der natürlichen Grenzen verfolgte, mussten etwaige Annexionspläne hinter militärischen Erwägungen zurückbleiben. Die kurzzeitig auflebende cisrhenanische Bewegung, in deren Folge die Rheingrenze durch die Gründung einer Tochterrepublik unter der Führung des Generals Hoche (achtes Kapitel) gesichert werden sollte, wurde mit der Anerkennung der Rheingrenze im Friedensvertrag von Campo Formio schließlich hinfällig.

Durch einen beständigen Fokus auf die militärischen Verläufe des Koalitionskrieges gelangt der Autor zu einer ebenso einträglichen wie eingängigen Darstellung der Problematik der natürlichen Grenzen. Ob ihm damit allerdings „the first

complete narrative reconsideration of the natural frontiers policy“ (S. 4) gelingt, lässt sich bezweifeln. Von einer umfassenden Bestandsaufnahme, die sich als Beitrag zur französischen Geschichte versteht (XIII), wäre zu erwarten gewesen, dass sie stärker den Anschluss an die internationale Forschung sucht. Mit Ausnahme bekannter Studien wie die von Peter Sahlins oder Paul Schroeder kommt Hayworths Untersuchung ohne Erträge jüngerer Untersuchungen aus, wodurch das Werk Mitte der 1990er stehen bleibt (S. 3). Einschlägige Beiträge der Revolutions- und Grenzraumforschung (z.B. von Hervé Leuwers, Jean-René Suratteau, Daniel Nordman oder Sébastien Dubois) bleiben unberücksichtigt. Im Gegenzug neigt Hayworths Darstellung dazu, die Nachwirkung der vielfach angefochtenen Thesen von Albert Sorel aus der Vorkriegszeit zu überzeichnen. Wenngleich der Autor betont, dass ihm nicht an der Widerlegung Albert Sorels gelegen ist (S. 4), summieren sich Hayworths Auseinandersetzungen mit dessen Thesen (laut Lemma „Sorel“ im Index die Seiten 2, 4, 10, 15, 17, 19, 21, 144, 178, 197; nicht im Index erfasst sind z.B. Passagen auf den Seiten 11, 12, 18, 22, 24, 29, 30, 142, 158, 192, 309).

Ungeachtet dessen liefert Hayworths Werk überzeugende Belege für die Wechselhaftigkeit von Frankreichs Politik der natürlichen Grenzen. Im Kontext des Koalitionskrieges erschien eine Grenze am Rhein aus militärischen Erwägungen zunächst opportun, überforderte aber letzten Endes die im Rheinland operierende Armee. Hayworths Studie gliedert sich in die Reihe überblickender anglo-amerikanischer Monographien zur Französischen Revolution ein, die Interessierte der deutsch-französischen Geschichte in der Übergangszeit dankbar zur Hand nehmen werden.

Jort BLAZEJEWSKI

Thomas R. KRAUS, Aachen von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. 5: Von der Reichsstadt zur „bonne ville“. Aachen zur Zeit der Französischen Republik und unter Kaiser Napoleon I. (1792–1814) (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Aachen, Bd. 18; Beihefte der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, Bd. 12). Neustadt an der Aisch: Verlagsdruckerei Schmidt 2018, 538 S., ISBN: 978-3-87707-144-1, EUR 39,90.

Der fünfte Band der seit 2011 erscheinenden neuen Aachener Stadtgeschichte, von der zuletzt zwei Bände zum hohen und späten Mittelalter publiziert wurden, beschäftigt sich mit den Entwicklungen vom Ende der reichsstädtischen Zeit bis zum Ende der Kaiserzeit Napoleon Bonapartes, des so genannten *Empire*. Nachdem der ehemalige Archivdirektor Thomas R. Kraus weniger als ein halbes Jahr

nach der Veröffentlichung dieses Bandes verstarb, ist eine kontinuierliche Betreuung der Reihe durch Frank Pohle vom Aachener *Centre Charlemagne* gewährleistet. Allerdings fehlt es bislang an einem vierten Band zur reichsstädtischen Stadtgeschichte, der zwischen 1500 und 1792 angesetzt wurde. Für die Epochen der Frühen Neuzeit, der Neueren und der Neuesten Geschichte seien grundlegende Vorarbeiten und neuere Forschungen bisher noch nicht vorhanden und eine maßgebliche Quellengrundlage müsse zunächst noch herausgearbeitet werden. Im Gegensatz dazu nahm die Erforschung der Französischen Revolution und die Kaiserkrönung Napoleons mit deren jeweiligem 200. Jahrestag in den Jahren 1989 und 2004 kontinuierlich zu. Aachens französische Zeit war Teil der Ausstellung „Auf dem Weg in die Moderne. Aachen in französischer Zeit 1792/93, 1794–1814“ im Jahr 1995, zu der Kraus ein Jahr zuvor einen umfassenden Handbuch-Katalog¹ beisteuerte. Daneben existieren weitere Vorarbeiten des Autors zur Französischen Revolution, die eine substantielle Grundlage für die Abfassung dieses Bandes geschaffen haben.

Das Werk ist chronologisch angelegt und beschäftigt sich zunächst hauptsächlich mit der Politik- und Ereignisgeschichte während der Französischen Revolution und der napoleonischen Herrschaft. Auf relativ ausführliche Beschreibungen der Ereignisse in Frankreich folgen jeweils die Auswirkungen auf Aachen. Danach geht der Autor auf das religiöse, kulturelle und gesellschaftliche Leben in der ehemaligen Reichsstadt ein, bevor das Ende der französischen Herrschaft im Rheinland aufgegriffen und ein kurzer Ausblick auf die preußische Zeit vorgenommen wird.

Kraus beginnt mit einer Rückblende auf die reichsstädtische Zeit um 1790, in der die städtische Verfassung auf dem Gaffelbrief von 1450 basierte. Allerdings dominierten in der Verfassungswirklichkeit oligarchische Herrschaftsstrukturen und Wahlbeeinflussungen durch Mittel der sogenannten *Mäkelei*. Die städtischen Sammlungsbewegungen der Alten und Neuen Partei rangen um Reformen, die im Verfassungsstreit der *Großen Mäkelei* zwischen 1786 und 1792, den darauf folgenden Reichsgerichtsprozessen und den Untersuchungen der Kommission des Niederrheinisch-Westfälischen Kreises gipfelten. Das Ende der reichsstädtischen Zeit markierte der Einmarsch der französischen Revolutionstruppen am 15. und 16. Dezember 1792. Auch wenn es neben der vorherrschenden Verunsicherung zu Sympathiebekundungen gegenüber Frankreich gekommen sei, war die Bevölkerungsmehrheit laut Kraus nicht revolutionär eingestellt gewesen. Die Aachener Bevölkerung habe sich gegenüber den Generälen für den Erhalt des Katholizismus

¹ Vgl. Thomas R. KRAUS, Aachen auf dem Weg in die Moderne. Aachen in französischer Zeit – 1792/93, 1794–1814. Handbuch-Katalog (= Beihefte der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, Bd. 4). Aachen 1994.

und des Gaffelbriefes eingesetzt und sich ablehnend gegenüber der Ablösung der Monarchie gezeigt. Der Autor spricht sogar von „Verachtung für die Königsmörder und Besatzer“ (S. 35).

Die Wiederherstellung der reichsstädtischen Ordnung im Jahr 1793 betitelt Kraus als „Rückkehr der Normalität“ (S. 42), da die Streitigkeiten zwischen den reichsstädtischen Konfliktparteien wiederbelebt wurden und eine Rückkehr der Revolutions-truppen nicht zu erahnen gewesen sei. Zu den Entwicklungen in der ehemaligen Reichsstadt gehörte auch die Schaffung von neuen Behörden und Institutionen, an denen insbesondere die ehemaligen Mitglieder der Neuen Partei partizipierten und in leitenden Positionen eingesetzt wurden, sowie die Problematisierung der Truppenversorgung, Requisitionen, Kontributionen und Versorgungskrisen. Daneben beschreibt er den Aufstieg Napoleons und seine militärischen Erfolge, auch wenn die Aachener Bevölkerung anscheinend auf eine „Wendung des Kriegsglücks zugunsten der Alliierten“ (S. 97) gehofft habe – in den besetzten Gebieten bedeutete dies eine „Rückkehr alter Zeiten“ (S. 98). Die Aachener Zentralverwaltung ging sehr restriktiv gegen Klöster und Kongregationen vor und verstärkte die Präsenz nationaler Symbole, was von Kraus wiederholt kritisch dargestellt wird. „Man tat also so, als könne man durch Vorschriften über Äußerlichkeiten Gedanken und Herz der Betroffenen nachhaltig positiv beeinflussen“ (S. 126).

Das Jahr 1798 sei hingegen nicht nur im Nachhinein von Historikern, sondern auch von den Zeitgenossen als „Umbruchsjahr“ (S. 133) mit Zensurcharakter wahrgenommen worden. Beim Aufbau der neuen Aachener Zivilverwaltung im Roerdepartement sei auffällig, dass keine reichsstädtischen Verwaltungsmitglieder berufen worden seien, da der Regierungskommissar François-Joseph Rudler einen Generationenwechsel und damit das Ende der Querelen zwischen Alter und Neuer Partei bewirken wollte. Zudem ist eine Trennung von Verwaltung und Justiz, eine beginnende Bürokratisierung sowie die Einführung der Gewerbefreiheit und der französischen Amtssprache vorgenommen worden. Die rheinische Bevölkerung habe zum Staatsstreich Napoleons eine reservierte Haltung eingenommen. Als Begründung führt Kraus fehlendes Vertrauen, Loyalität gegenüber den alten Landesherren, aber auch Hoffnungen auf einen wirtschaftlichen Aufschwung an. Eingeflochten in die chronologisch-thematischen Darstellungen sind übersichtliche Porträts der städtischen Akteure. Zu ihnen gehören die amtierenden Präfekten und Maires, die ihrerseits einen Anteil an Neuerungen in Bereichen der Verwaltung, des Rechts und des Gerichtswesens hatten.

Infolge des Konkordats zwischen der Katholischen Kirche und Napoleon von 1801 wurde ein Aachener Bistum geschaffen. Als erster auf den Bischofsstuhl berufen wurde Marc-Antoine Berdolet (1802–†1809). Die Säkularisation von Kirchen-

gütern sei weitgehend geräuschlos erfolgt, da die Vorgänge durch Verhandlungen mit den Einrichtungen vorbereitet worden waren. Allerdings wurde die Erstellung von Inventarlisten dadurch erschwert, dass zahlreiche kirchliche Archive zuvor in rechtsrheinische Territorien gebracht worden waren – dies betraf unter anderem die Abteien Burtscheid und Kornelimünster. Im Hinblick auf das Arrondissement Aachen „ist festzuhalten, dass Aachener Bürger in 253 Fällen Grundstücke und Häuser für insgesamt 1 612 717 Francs erwarben und somit fast 47% der bei den Verkaufsaktionen umgesetzten Gelder erlegt hatten“ (S. 220–221).

Wichtige Neuerungen macht der Autor in den Bereichen der medizinischen Versorgung, der Sozialfürsorge, des Erziehungs- und Schulwesens sowie der Wirtschaft aus. Hierzu erfolgt eine Übersicht über die Aachener Fabrikanten (S. 259–263). Zwischen 1804 und 1810 erlebte Aachen einen Aufschwung: Napoleon hatte sich unter anderem für die Förderung der Tuch- und Nadelfabriken in Aachen und Burtscheid eingesetzt, deren Absatzmarkt in den benachbarten Ländern, aber auch in China und Persien, florierte und die von der Kontinentalsperre gegen England profitierten. Der wirtschaftliche Abschwung erfolgte prompt anlässlich schlechter Ernten in den Jahren 1810/1811, die erhebliche Teuerungen mit sich brachten. Dies blieb auch nicht ohne Folgen für die städtische Bevölkerungsentwicklung, die Wohnsituation, Hygieneverhältnisse und die medizinische Situation. Mitunter infolge der Zuwanderung aus umliegenden Gebieten hatte sich die Einwohnerzahl von 21 000 gegen Ende der reichsstädtischen Zeit auf 30 137 Einwohner im Jahr 1813 erhöht.

Was das religiöse Leben betraf, so waren die Beziehungen der Konfessionsgruppen in gleicher Weise von Annäherung und Distanzierung geprägt. Streitigkeiten regelten ihre Vertreter meist selbstständig ohne Hinzuziehung staatlicher Stellen. Eine gesetzliche Grundlage für das Verhältnis zu Juden wurde nach Verhandlungen ab 1806 ebenfalls geschaffen, jedoch wurde deren rechtliche Emanzipation am 17. März 1808 per Dekret erheblich eingeschränkt. Nach dem Tod von Bischof Berdolet im August 1809, ernannte Napoleon Jean-Denis-François Camus zum neuen Bischof, der im Gegensatz zu seinem Vorgänger über kein hohes Ansehen in der Bevölkerung verfügte. Zudem verweigerte der Papst seine Zustimmung zu seiner Erhebung. Das Aachener Domkapitel wählte Camus schließlich zum zusätzlichen Generalvikar und *Administrator sede vacante*. Der Bischof entwickelte im Gegensatz zu seinem Vorgänger ein schwieriges Verhältnis zu seinem Umfeld und der Aachener Bevölkerung, hatte zunehmend mit Anfeindungen zu kämpfen, verließ die Stadt Anfang 1814 und verstarb im April desselben Jahres.

Bei der Darstellung der Anfänge des Kaisertums geht Kraus insbesondere auf Karl den Großen als Vorbild Napoleons sowie den historischen Vergleich zwischen den beiden Herrschern ein, der von letzterem aktiv betrieben wurde. Er beschreibt

den Besuch des Kaiserpaares im August und September 1804 in Aachen sowie ihr absolviertes Programm ausführlich. Bei Napoleons Selbstkrönung in Paris waren auch Maire von Lommessen und Bischof Berdolet anwesend, die die Rückführung einer Statue Karls des Großen im Jahr 1805 nach Aachen erwirkten. In ähnlicher Weise habe die Anwesenheit des Aachener Maires von Guaita bei der Hochzeit von Marie-Louise von Österreich mit Napoleon im April 1810 dazu geführt, dass der Maire das neue Stadtwappen und den Wappenbrief erhielt. Aachen galt fortan als *bonne ville*, als Stadt erster Klasse.

Vor diesem Hintergrund betont Kraus das Beharrungsvermögen der Aachener Bevölkerung gegenüber den Ideen der Französischen Revolution, da sie bis zur Eingliederung der rheinischen Territorien an einen Sieg der kaiserlichen Truppen geglaubt habe. Die Folgen der anschließenden Besatzungspolitik hätten einer ernsthaften Auseinandersetzung mit den revolutionären Ideen entgegengestanden. Demgegenüber konnte die Stadt während der napoleonischen Herrschaft von ihrem Status als Verwaltungssitz profitieren und habe sich allmählich mit den Gegebenheiten arrangiert. Nach dem Niedergang der französischen Herrschaft habe sich die städtische Bevölkerung nicht gegen das Regime aufgelehnt, sondern eine abwartende Haltung eingenommen, wofür der Autor besonders in den zahlreichen staatlichen Investitionen Belege sieht. Im Zusammenhang mit Napoleons Russlandfeldzug offenbarten sich auch gegenläufige Tendenzen, denn die Resonanz der Freiwilligen aus dem Aachener Raum war gering. Als auch Ergebnisseadressen nicht mehr unterschrieben wurden, war ein Stimmungswandel in der Bevölkerung unverkennbar geworden. Kraus fasst die Nachwirkungen auf das Rheinland folgendermaßen zusammen: „Erst nach dem Abzug der Franzosen wurde vielen Rheinländern bewusst, dass sie etliche der eingeführten Neuerungen längst als etwas Normales in ihr alltägliches Leben integriert hatten, und es dies gegen die neuen Machthaber zu verteidigen galt (S. 457).“ Dieser Umstand beeinflusste auch die Entwicklungen in der nachfolgenden, preußischen Zeit.

Thomas Kraus hat in diesem Band zahlreiche Quellen verwertet, zu denen Briefe, Chroniken, Druckschriften und diverse Archivalien gehören. Kurz geraten sind die Textabschnitte zur Säkularisation und den Nationalgüterversteigerungen in den rheinischen Departements. Da es sich bei Aachen um einen Hauptort der Versteigerungen handelte, hätte dieser Bereich grundsätzlich noch weiter ausgeführt werden können. Unter anderem wären die Folgenutzung der Kirchengüter und die gesellschaftlich-ökonomische Stellung der Aktionäre spannende Themenbereiche gewesen. Das Personenverzeichnis beinhaltet die Angabe von diversen Ämtern, die die entsprechenden Personen unter französischer Herrschaft oder auch davor innehatten. Auf den angegebenen Seiten sind stellenweise aber nur wenige Informationen über diese zu finden. Manche Namen tauchen überhaupt nicht auf

und sind vermutlich bei redaktionellen Arbeiten untergegangen. Dem Stellenwert des Bandes tut dies alles keinen Abbruch. Eine mehr als 500 Seiten umfassende Behandlung der so genannten französischen Zeit ist ein bleibendes Verdienst des Verfassers und ein Vorbild für vergleichbare Forschungsvorhaben zu anderen Städten. Aus Lesersicht lässt sich an verschiedenen Stellen eine distanzierte Haltung des Autors gegenüber der Revolution und Napoleon ausmachen, von der am Ende die Leserinnen und Leser profitieren können. Den Blick durchgehend nach außen auf den ereignisgeschichtlichen Horizont gerichtet, resultieren Kraus' Darstellungen in objektiv-historisierenden Einschätzungen, die der Aachener Stadtgeschichte auch einen Platz im europäischen Kontext einräumen.

Michel JÄGER

Peter BROMMER, *Der Regierungsbezirk Koblenz im Großherzogtum Niederrhein im Spiegel amtlicher Berichte aus den Jahren 1816–1822*. Trier: Verlag für Geschichte und Kultur 2020, 488 S., ISBN: 978-3-945768-12-9, EUR 39,90.

Diese quellenbasierte Publikation stellt in zweierlei Hinsicht eine ausgesprochene Besonderheit dar. Zum einen existiert für keinen der Regierungsbezirke in der preußischen Frühzeit des 19. Jahrhunderts eine vergleichbare Dokumentation. Zum anderen ist auch die besondere Aufbereitung der Quellen so etwas wie ein Unikat. Der räumliche Fokus gilt dem 1999 aufgehobenen Regierungsbezirk Koblenz, dessen Einrichtung in die Frühphase der preußischen Herrschaftsorganisation im Westen des damaligen Deutschen Bundes fiel. Er war neben den Bezirken Trier und Aachen Teil der Provinz „Großherzogtum Niederrhein“, die 1822, also zum Ende der Betrachtungszeit, mit dem nördlichen Gegenstück „Jülich-Kleve-Berg“ zur (später so genannten) „Rheinprovinz“ vereinigt wurde. An dieser Stelle sei daran erinnert, dass das Königreich Preußen bis zur großflächigen militärischen Machtübernahme im linksrheinischen Großraum im Frühjahr 1814 bestenfalls eine partielle, südlich von Krefeld aber überhaupt keine Staatstradition besessen hatte. Dieser Umstand erklärt es weitgehend, dass man in Berlin ab 1795 den Verzicht auf die eigenen Besitzungen relativ leicht hinnahm, während man 1814/15 den Zuschlag auf diese fremde, unter französischer Herrschaft noch fremder gewordene Welt als umso unattraktiver empfand. Unter diesen politisch, überdies sozial und ökonomisch sensiblen Umständen der nachnapoleonischen Herrschaft nimmt man eine landesgeschichtliche Dokumentation gern entgegen, zumal wenn sie von einem derart profilierten Archivar und Landeshistoriker wie Peter Brommer stammt, der große Quelleneditionen vom Spätmittelalter bis in die rheinland-pfälzische Geschichte vorgelegt hat und über beste Expertise verfügt.

Es bedarf keines äußeren Anlasses – meist ja irgendeines Jahrestags –, um ein solches Vorhaben zu begründen. Der bestand auch offenbar nicht. Allerdings schweigt sich der Herausgeber über sein Motive doch stärker aus, als man sich dies wünschen dürfte. Dadurch gerät der Zugang zur Materie ziemlich sperrig. Die Einleitung wiederholt auf knapp 14 Seiten praktisch ausschließlich die verwaltungsgeschichtlichen Details, wobei die territorialen Zugehörigkeiten im Vordergrund stehen. Die reichlich pixelige Abbildung einer einzigen, historischen Karte im kleinen Maßstab (S. 432–433), deren Farbigkeit vermutlich aus Kostengründen entfallen ist, ist allerdings wenig bis gar nicht hilfreich. Vor allem verzichtet Brommer weitestgehend darauf, die Bedeutungsebene zu eröffnen. Unter welchen Voraussetzungen agierten die administrativen Protagonisten vor Ort? Welche Interessen und Probleme der Herrschaftsausübung verbergen sich hinter den Dokumenten? Welche Zielsetzungen ließen sich mit Hilfe der Regierungsbezirke verfolgen, die ja eine relativ neue Einrichtung im preußischen Staat waren? Worin bestanden und wie unterschieden sich die strukturellen Bedingungen im Gesamtzusammenhang der Provinz? Welche Ausstattung besaß die Behörde, wo war sie übrigens angesiedelt, und welche personellen, infrastrukturellen und Ressourcen hatte, welcher entbehrte sie? (die seit 1817 gedruckten Adreßkalender gäben hierzu Auskunft). Solche und andere Fragen finden keinen Widerhall. Ganz besonders (und im unmittelbaren Zusammenhang mit diesen Leerstellen) fällt ins Auge, dass die Berichtszeit nicht reflektiert wird. Was bedeuten die gerade einmal sechs Jahre vom Tätigkeitsbeginn der Behörde im April 1816 bis zu Provinzialreform im Juni 1822? Die Besonderheit des Herrschaftsübergangs vom postrevolutionären zum – dem Anspruch nach – restaurativen Herrschaftssystem ist schließlich mit Händen zu greifen. Von diesem Grundinteresse geleitet, hat Manfred Koltjes genau dieser Zeit vor fast 30 Jahren seine Dissertation gewidmet.¹ Dieser Titel wird wie andere, sorgfältig recherchierte Literatur zwar genannt, aber nicht inhaltlich verarbeitet. Die übrigens wiederkehrenden Verweise auf „Wikipedia“ sind Geschmackssache (die des Rezensenten ist es nicht). Komplett inakzeptabel ist dagegen die Wiedergabe bibliographisch nicht spezifizierter Titel aus „Google Books“ mit ellenlangen ASCII-Zeichen! (S. 255, Anm. 61; 288, Anm. 154 [!]; 332; Anm. 96).

Die Darstellung bewegt sich somit weitgehend im Binnenraum der herangezogenen Quellen, hier zeigt sie denn auch ihre ausgesprochenen Stärken, hier kann der Herausgeber in der Tat beanspruchen, „ganz bewusst Neuland betreten“ zu haben (S. 25). Brommer schöpft nämlich aus Verwaltungsberichten, die in der Forschung nach seiner Aussage noch nicht systematisch verwendet wurden.

¹ Manfred KOLTJES, *Das Rheinland zwischen Frankreich und Preußen. Studien zur Kontinuität und Wandel am Beginn der preußischen Herrschaft (1814–1822)* (= Dissertationen zur rheinischen Geschichte, Bd. 22). Köln/Weimar/Wien 1992.

Schon zu Beginn der preußischen Reformen 1809 und nach der Inbesitznahme der linksrheinischen Gebiete im Mai 1815 wurde den Behörden eine Berichtspflicht auferlegt. Seit Mai 1814 hatten die neugebildeten Landkreise zweimal monatlich (i. u. 15.) Bericht zu erstatten, was nun auch für die Regierungsbezirke galt (S. 19), dann aber auf monatliche Berichte beschränkt wurde. Als günstig (aus der Sicht des modernen Nutzers) erweist es sich, dass die Landräte, anders als es Brommer von ihren Trierer Kollegen sagen kann, der Berichtspflicht nach einer gewissen Eingewöhnungsphase gewissenhaft nachkamen. Die Regierungspräsidenten reichten die Aufforderungen an die Kreiskommissare, dann an die Landräte und diese wiederum an die Bürgermeister weiter. Brommer hebt hervor, dass die „Gattung der Zeitungsberichte“ angesichts vielfach zu Unrecht erfolgter Aktenkassationen und Kriegsverlusten eine Kompensation für anderweitig fehlende Quellen bildet (S. 23–25). Die „Zeitungen“ sind dagegen in geschlossener Serie sowohl in Berlin als auch in Koblenz überliefert.

Das preußische Berichtswesen hatte von Anfang an schematischen Vorgaben zu folgen, die in Details freilich variierten. Klar hatte zu sein, dass nicht „Raisonnements und Muthmaßungen“, sondern Fakten oder „Zeitungen“ referiert würden, also Nachrichten nach dem damaligen Sinn des Begriffs. Die Struktur der Berichte bildet gleichzeitig die der Edition in deren Hauptteil ab. Dabei wird etwas unglücklich als römisch II das erste Lemma des Schematismus der Einleitung eingereiht, so dass sich die thematische Gliederung (unter Auslassung von Unterpunkten) wie folgt darstellt: II. „Witterung“; III. „Landwirtschaft und Preise für die Lebensbedürfnisse“; IV. „Gesundheitszustand (epidemische, contagiöse und andere merkwürdige Krankheiten unter den Menschen und dem Vieh“); V. „Erhebliche Unglücksfälle und besondere Ereignisse“; VI. „Anhören und Entstehen bedeutender Polizei-Institute“; VII. „Wichtige Militär- und Grenzvorfälle“; VIII. „Handel, Zoll, Fabriken und Gewerbe“; IX. „Straßenbau, Brücken und Schifffahrt“; X. „Kommunalwesen“; XI. „Sittlicher Zustand und Feste“; XII. „Gesetzgebung und Gericht“; XIII. „Kirchen, Schulen und weitere Kultureinrichtungen“; XI. „Stimmung in der Bevölkerung“.

Zum Verständnis der editorischen Vorgehensweise ist zu betonen, dass unter jedem dieser Einträge Meldungen aus dem Gesamtzahl der verfügbaren Berichte subsummiert werden. Wörtlich entlehnt, also direkt zitiert, werden meist einzelne Phrasen, die durch Kursivsetzung kenntlich gemacht werden. Man bekommt dadurch also nicht etwa singuläre, sondern kumulierte Informationen. Diese variieren zwischen teils sehr fragmentarischen, teils aber recht ausladenden Darstellungen. Durch die Herausgeberkommentare werden daraus Themendarstellungen in nuce. Ein Beispiel ist der reich dokumentierte Abschnitt IV A „Gesundheitszustand“ / „Humanmedizin“, der einen anschaulichen Eindruck von den so ge-

nannten Volkskrankheiten (Blattern, Keuchhusten, Krätze etc.) gibt. Die Verbindung von Quellen, deren Provenienz allerdings nicht immer klar ersichtlich ist (da durch die numerische archivistische Referenz nicht angezeigt), mit der Herausgeberkommentierung macht aus der Dokumentation gewissermaßen einen Hybriden. Vielleicht vermeidet Brommer es deshalb, seinem Werk irgendeiner Gattung zuzuordnen. Von einer „Edition“ ist jedenfalls nicht die Rede. Gegenüber diesem Teil unterscheidet sich der klassisch gestaltete „Editionsanhang“ (Kap. XV) mit 11 Dokumenten auf rund 125 Seiten, wobei es sich durchweg um Verwaltungsberichte verschiedener Stellen und Verfasser handelt.

Angesichts der Fülle der aufgerufenen Themen ist hier nicht der Raum, Inhaltliches wiederzugeben. Im Ganzen reflektiert die Dokumentation die überaus schwierigen Startbedingungen, unter denen eine regional unerfahrene und strukturell überforderte Administration im Spannungsfeld ihres Beherrschungs- und Gestaltungsauftrags agierte. Dabei treten immer wieder Dissonanzen zwischen Verwaltern und Verwalteten hervor, deren Überakzentuierung im Zeichen des verbreiteten antipreußischen Geschichtsbildes man aber zugunsten einer nüchternen Sachbefassung vermeiden sollte. Der Nutzwert der Veröffentlichung ist insbesondere für sozialgeschichtliche Zwecke groß, wobei, bedingt durch die Eigenart der Darstellung, der thematische Zugang gegenüber dem lokalen leichter fallen dürfte. Welche Chancen aber die Quellen für eine regionale „Verwaltungsgeschichte nach Cultural und Communicative Turn“ (oder doch eher eine neue Verwaltungsgeschichte alten Zuschnitts nach Max Bär?)² besitzen, bleibt den Nutzerinnen und Nutzern des Buchs überlassen.

Stephan LAUX

2 Vgl. Stefan HAAS, Verwaltungsgeschichte nach Cultural und Communicative Turn. Perspektiven einer historischen Implementationsforschung, in: Stefan Brakensiek/Corinna von Bredow/Birgit Näther (Hgg.), Herrschaft und Verwaltung in der Frühen Neuzeit (= Historische Forschungen, Bd. 101). Berlin 2014, S. 181–194; Max BÄR, Die Behördenverfassung der Rheinprovinz seit 1815 (= Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde, Bd. 35). Bonn 1919 (Neudrucke ebd. 1965 u. Düsseldorf 1998).

Hermann ERSCHENS, *Juden in Klüsserath (1663–1938)* (= Schriften des Emil-Frank-Instituts, Bd. 19). Trier: Paulinus Verlag 2019, 184 S., ISBN: 978-3-7902-1950-0, EUR 17,90.

Das vorliegende Buch geht aus dem persönlichen Forschungsinteresse des 1937 geborenen Autors hervor. Neben seiner Mitarbeit in der Arbeitsgemeinschaft „Jüdisches Leben in und um Schweich“ veröffentlicht Hermann Erschens, Realschuldirektor i. R., der in Trier Germanistik und Geschichte studiert hatte, seit Jahren wissenschaftliche Beiträge zur jüdischen Geschichte in der Region, darunter zu jüdischem Leben in Leiwen (1993) und in Neumagen (2013).¹ Diese jüngste Monographie erschien in der Schriftenreihe des Emil-Frank-Instituts in Wittlich zur Erforschung christlich-jüdischen Zusammenlebens und der jüdischen Kultur.

Erschens gelingt auf 184 Seiten eine lebensnahe Lokalstudie über die alltäglichen sozialen und wirtschaftlichen Beziehungen von Juden und Christen in Klüsserath sowie im dortigen Umland. Im Besonderen setzt er sich mit der rechtlichen Stellung von Juden, ihrer Berufs- und Sozialstruktur sowie mit der Organisation ihres kulturellen Lebens im Moselort auseinander. Der Betrachtungszeitraum umfasst nicht weniger als 275 Jahre, beginnend mit der ersten nachweisbaren Ansiedlung von Juden in Klüsserath 1663 bis zur Verfolgung ihrer Nachfahren durch Anhänger des Nationalsozialismus in den 1930er Jahren. Ungeachtet dieses zeitlich weit gespannten Bogens erreicht der Autor dank der nachvollziehbaren Einbindung von Quellen und Forschungsliteratur in die Argumentation das selbsterklärte Ziel, „das Gedächtnis an die jüdischen Bürger, für die Klüsserath Jahrhunderte lang, bis zum Holocaust, Heimat war, wachhalten“ (S. 7–8) zu wollen. Neben gedrucktem und zum Teil online verfügbarem Quellenmaterial arbeitete Erschens mit ungedruckten Quellen, die er unter anderem im Bistumsarchiv Trier, im Landesamt für Finanzen – Wiedergutmachung Saarburg, im Landeshauptarchiv Koblenz und seiner Außenstelle in Gondorf sowie im Stadtarchiv Trier eingesehen hat; ferner befasste er sich mit dem Nachlass Georg Wagners, der lange Zeit für die Arbeitsgemeinschaft „Jüdisches Leben in und um Schweich“ tätig gewesen war (aufbewahrt beim Dekanat Schweich-Welschbillig in Schweich).

Das Vorhaben, Zeugnisse der ‚Normalität‘ jahrhundertlang gepflegten christlich-jüdischen Miteinanders im Ort und im Trierer Raum vorlegen zu wollen, findet sich bereits auf dem Umschlag bekräftigt: Hervorgehoben wird die Rettungsaktion des im lokalen Gedächtnis noch heute präsenten Moses Gombrich

¹ An dieser Stelle sei auf das bemerkenswerte Internetportal der Arbeitsgemeinschaft unter der Verantwortlichkeit des Dekanats Schweich-Welschbillig im Bistum Trier hingewiesen, das Auskunft über Projekte sowie über die unterschiedlichen Kooperationspartner in der Region gibt: URL: <https://juedisches-leben-vgschweich.de/> [Letzter Zugriff: 7.8.2020].

bei der Hochwasserkatastrophe im Jahr 1784. Erschens romantisiert den christlich-jüdischen Alltag allerdings nicht, sondern er behandelt anhand einiger Fallbeispiele auch Konflikte, die nicht nur zwischen Anhängern der christlichen mit jenen der jüdischen Religion auftraten, sondern auch aus innerjüdischen Streitigkeiten resultieren konnten (S. 110–111).

Die Gesamtdarstellung profitiert insgesamt von Erschens Blick für strukturelle Zusammenhänge, die das Leben der Landjuden in der Moselregion von kurfürstlicher Zeit bis in den Nationalsozialismus bestimmt haben: So zeichnet er die sozialen Auswirkungen rechtlicher Beschränkungen für Juden präzise nach, erläutert die durch die Verstaatlichung ihrer Religionsgemeinschaft entstandenen Nachteile für das jüdische Gemeindeleben und geht auf Spannungsverhältnisse zwischen jüdischen Händlern und ihren christlichen Abnehmern ein. Seine Ausführungen stützt er stets auf kommentierte Lokalbeispiele aus Klüsserath selbst oder aus dem Trierer Raum. Auf diese Weise bettet der Autor, auch dank äußerst kurz gehaltener „Exkurse“, das Ortsgeschehen in einen breiteren strukturellen und geographischen Kontext ein: Dies zeigt sich beispielsweise, wenn er auf treibende Kräfte steigender Judenfeindschaft am Ende des 19. Jahrhunderts hinweist, welche Alltagskonflikte etwa in der Landwirtschaft zuungunsten der jüdischen Mitbürger immens verschärft hatten. Für das Trierer Land führt Erschens diesbezüglich etwa den Priester, Autoren, Verleger und selbsterklärten Antisemiten Georg Friedrich Dasbach an, dessen Wirken im städtischen Gedächtnis bis heute nicht ausreichend kritisch hinterfragt ist (S. 113–114).

Ferner skizziert Erschens jüdische Familiengeschichten, die bis nach Amerika reichen, geht auf die Erwerbssituation der Juden in Klüsserath zu unterschiedlichen Zeiten ein (S. 102–103) und gibt sowohl den nach 1945 aufkommenden ortsbezogenen Klagen jüdischer Nachfahren auf Rückerstattung als auch Fragen nach „Wiedergutmachung“ Raum (S. 143–153). Konsequenterweise setzt sich der Autor in einem eigenen Kapitel mit der Erinnerungskultur in der Region auseinander (S. 155–158). Auf diese Weise werden gewissermaßen die thematisch breit gefächerten und zeitlich übergreifenden Darstellungen personalisiert, wie bereits die Inhaltsübersicht verspricht: Den chronologisch gegliederten Erläuterungen der herrschaftlichen Verhältnisse und der Rechtslage von Juden im Trierer Kurfürstentum und in den nachfolgenden Herrschaften folgt ein demographischer Überblick in Klüsserath lebender Juden. Die Nachweise über die Anzahl jüdischer Einwohner im Laufe der Jahrhunderte beruhen auf Steuerlisten, für einen späteren, ins 19. Jahrhundert zu datierenden Zeitraum, auf Verzeichnissen ausbleibender Kontributionsforderungen unter französischer Herrschaft sowie auf Aufstellungen des preußischen Staates (S. 29–34): Um 1800 lebten in Klüsserath unter französischer Herrschaft 14 Juden. Als Teil des preußischen Regierungsbezirks Trier

wurden für den Ort um die Jahrhundertmitte bei einer Gesamtbevölkerung von 890 Einwohnern – davon 865 Katholiken und kein einziger Protestant – 25 Juden gezählt, die sich auf fünf Familien verteilten (S. 32). Zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft lebten nur noch zehn Juden, im Jahr 1938 unter insgesamt 1.145 Einwohnern lediglich noch eine Person jüdischen Glaubens im Ort (ebd.). Angesichts der Bemerkung über einen Bevölkerungszuwachs unter Juden als „Folge der ‚natürlichen Vermehrung‘“ (S. 34), so Erschens mit Verweis auf die Forschungsliteratur, wünscht sich der Leser an dieser Stelle mehr Informationen. Auch die Anmerkung, wonach am Ende des 19. Jahrhunderts viele Juden aus unterschiedlichen, überwiegend jedoch wirtschaftlichen Beweggründen vor allem in die USA ausgewandert seien, bleibt ohne weitere Erläuterung (ebd.). Wenngleich im Kapitel „Jüdische Familien“ einige Amerika-Auswanderer genannt sind, hätte hier ein Verweis auf die Literatur zur allgemeinen Situation deutsch-jüdischer Auswanderer – auch wenn die Forschungslage für den Raum des heutigen Landes Rheinland-Pfalz zugegebenermaßen noch sehr dürftig ist² – oder zumindest auf die Arbeiten Josef Mergens zur Amerika-Auswanderung aus dem Raum Trier die Darstellungen bereichert. Darin findet sich etwa die Stellungnahme des Klüsserather Bürgermeisters vom 21. August 1880, der einen Antrag auf „Beschleunigung der Consens-Erteilung bei vorgesetzter Behörde“ von fünf Einwohnern und damit ihr Gesuch auf ‚Entlassung aus dem Staatsverband‘ unterstützte;³ die Religionszugehörigkeit, die bei einem Auswanderungsgesuch nicht anzugeben war, wurde in einigen Fällen gewiss verschwiegen.

Dem demographischen Überblick folgen Familienportraits, die Verortung ehemaliger jüdischer Wohnhäuser in Klüsserath und Anmerkungen zu den jüdischen Gemeindeinstitutionen. Angesichts der verhältnismäßig geringen Anzahl an ortsansässigen Juden waren diese auf die Mitnutzung der Leiwener Synagoge und des dortigen jüdischen Friedhofs angewiesen. Das neunte Kapitel, „Der Friedhof“, wurde mit Andreas Lehnertz, unter anderem am „Arye Maimon-Institut für Ge-

2 Erschens bezieht sich zwar auf eine dem Emil-Frank-Institut vorliegende genealogische Liste, die – sofern nachzuverfolgen – Stammbäume jüdischer Familien aus der Moselregion verzeichnet. Die von ihm genannten Namen scheinen allerdings keine Vollständigkeit beanspruchen zu können; so muss etwa Abraham Maas (geb. 15.2.1837) aus Leiwien, der am 11.1.1866 in Klüsserath Esther Michel (geb. 7.7.1836) aus Merxheim geheiratet hatte, zwischen dem 11.1.1866 und Jahresende 1867 mit seiner Ehefrau ausgewandert sein; die fünf gemeinsamen Kinder wurden dieser genannten Liste zufolge zwischen 1867 und 1877 in New York geboren. Ich danke Nora Mergner (Universität Trier) herzlich für diese Auskunft.

3 Vgl. Josef MERGEN, Die Amerika-Auswanderung aus dem Stadtkreis Trier im 19. Jahrhundert (= Amerika-Auswanderung aus dem Reg.-Bez. Trier während des 19. Jahrhunderts, Bd. 1). Trier 1962, S. 124. Zudem finden sich Angaben zur allgemeinen Auswanderungssituation für die 1850er und 1860er Jahre: Für das Amt Klüsserath wurden über 200 Antragsteller verzeichnet (vgl. ebd., S. 65). Wie viele davon jüdischen Glaubens waren, ist noch unklar.

schichte der Juden“ an der Universität Trier ausgebildet, von einem Experten für jüdische Kultur im Spätmittelalter verfasst (S. 77–95).

In Klüsserath selbst unterhielten die Juden lediglich ein Betraum und nutzten für den Religionsunterricht Privaträume; im 19. Jahrhundert besuchten jüdische Kinder die christliche Schule des Ortes. Diese Ausführungen sind ergänzt mit für die Erforschung der jüdischen Emanzipation in der Moselregion relevanten Details: So hätten etwa ortsansässige Juden im 19. Jahrhundert Geldspenden an die Haindorf-Stiftung in Münster und damit an ein reformistisch ausgerichtetes jüdisches Lehrerseminar geschickt, das zur elementaren Bildung sowie zur Vorbereitung jüdischer Kinder auf Handwerksberufe beitrug (S. 74–75). Die Zusammenfassung allgemeiner, personen- und ortsbezogener Aspekte erfolgt gemäß Erschens Absicht, die Selbstverständlichkeit des christlich-jüdischen Zusammenlebens im Ort vor dem NS nachzuweisen, im Kapitel „Miteinander, Vorurteile und Konflikte“ (S. 105–114).

Diskutabel erscheint letztlich nur die Datierung der rechtlichen Gleichstellung von Juden mit Christen in den deutschen Bundestaaten: Ohne weitere Literaturangaben datiert Erschens die sogenannte Emanzipation der Juden erst mit der Gründung der Weimarer Republik in das Jahr 1919 (S. 28). Juden erhielten allerdings – wenn auch mit Blick nach Frankreich (1791) vergleichsweise spät – in den Mitgliedsstaaten des Norddeutschen Bundes unter preußischer Vorherrschaft bereits im Jahr 1869 und durch die Gründung des Deutschen Kaiserreiches in allen Vorgängerstaaten Deutschlands im Jahr 1871 gleiche Rechte mit ihren christlichen Mitbürgern. Ihnen wurde Religionsfreiheit gewährt und zugleich galten sämtliche gesetzliche Beschränkungen als aufgehoben, die sie in der Bildung, Ausbildung und somit der Wahl ihres Berufs sowie hinsichtlich des Erwerbs von Eigentum weiter benachteiligt hätten. Der Vorzug der christlichen Religion im Staat im Allgemeinen, wodurch deren Institutionen beispielsweise fiskalische Privilegien genossen, bestand in der Verfassung des neu gegründeten Kaiserreiches indes tatsächlich nach wie vor bis 1919. Wenngleich Juden somit auch bereits ab 1871 zumindest formal vor jedem auf ihre Religionszugehörigkeit zurückgeführten gesellschaftlichen Ausschluss staatlich geschützt sein sollten, so stellte die Frage nach der real gelebten gesellschaftlichen Integration gewiss ein anderes Problem dar, das jedoch auch mit der Verfassung der ersten deutschen Demokratie von 1919 nicht gelöst wurde.

Diese wenigen Aspekte schmälern allerdings nicht das Verdienst Erschens, mit der vorgelegten Lokalstudie einer breiten und womöglich bisher nicht mit jüdischer Geschichte vertrauten Leserschaft die deutsch-jüdische Vergangenheit ihrer Region zu vermitteln. Hiervon zeugen zusätzlich Erläuterungen und Hervorhe-

bungen wesentlicher, sowohl für das Verständnis der jüdischen Kultur bis heute geltender Bezeichnungen („Synagoge“, „Mikwe“: S. 67–69) als auch rechtshistorischer Begriffe („Schutz“- und „Kameraljude“, „Geleit“: S. 12–15). Transkriptionen neuzeitlicher Quellen wie einem Geleitbrief (S. 12–13) und hebräischer Grabesinschriften (S. 82–94) ergänzen die Darstellung, die auch um vielzählige Fotografien, die unter anderem von amerikanischen Nachfahren Klüsserather Juden zur Verfügung gestellt wurden, sowie um Ortsabbildungen historischer Postkarten des Moselortes bereichert ist. Diesem aufschlussreichen und ansprechenden Buch ist in Anerkennung des großen Engagements seines Autors eine breite Leserschaft zu wünschen.

Michelle STOFFEL

Dittmar LAUER, Hinzert-Pöler. Die Geschichte einer Doppelgemeinde. Bd. 3: Das 19. und 20. Jahrhundert bis zur Reform im Jahre 1969. Kell am See: Alta Silva 2019, 332 S., 397 Abb., ISBN: 978-3-9818177-2-0, EUR 25,00.

Der Architekt und Heimatforscher Dittmar Lauer (* 1937) befasst sich seit vielen Jahren mit der Geschichte der Hochwaldgemeinden. Bei seiner jüngsten Veröffentlichung handelt es sich um Band 3 einer auf vier Bände angelegten Chronik der 300 Einwohner zählenden Doppelgemeinde Hinzert-Pöler. Band 2, der die Kirchen- und Schulgeschichte behandelt, erschien im Jahre 2016 und umfasst 336 Seiten. Dass der Autor in jahrelanger Forschungsarbeit sehr gründlich recherchiert hat, wird bereits aus dem Quellen- und Literaturverzeichnis ersichtlich. Bestände aus 18 Archiven sind verzeichnet, darunter Bundesarchiv Berlin, Landeshauptarchiv Koblenz, Archives Nationales Paris, Bistumsarchiv Trier, Stadtarchiv Trier und das Kreisarchiv Trier-Saarburg. 13 Quellenbände, 23 Ortschroniken und Heimatbücher, 89 Aufsätze, 153 Bücher, 18 Zeitungen, 31 Zeitschriften und Jahrbücher finden sich im Literaturverzeichnis. Außerdem hat der Autor 47 Personen befragt.

Dittmar Lauer bettet die Lokalgeschichte jeweils in den historischen Kontext ein, so dass der historische Laie als Leser nicht nur die Geschichte von Hinzert-Pöler kennenlernt, sondern auch über die allgemeine Geschichte informiert wird. Die umfangreiche Chronik gliedert sich in zehn chronologisch angeordnete Kapitel: Das Ende von Kurtrier, S. 25–50; Die Franzosenzeit 1794–1814, S. 52–90; Unter Preußenherrschaft 1814–1919, S. 91–298; Der Erste Weltkrieg 1914–1918, S. 299–318; Die Weimarer Republik 1919–1933, S. 319–326; Zwölf Jahre Hitlerdiktatur 1933–1945, S. 327–393; Das SS-Sonderlager / KZ Hinzert, S. 395–442; Die Nachkriegszeit, S. 443–456; Die Reform im Jahre 1969, S. 457–472. Es folgt ein

Quellen-, Literatur- und Bildnachweis auf den Seiten 473 bis 532. Allein schon der hierin enthaltene voluminöse Anmerkungs- und Literaturteil auf den Seiten 491 bis 532 belegt die exakte Arbeitsweise Lauers. Bei der oben angegebenen Wiedergabe der Kapitel handelt es sich lediglich um eine Grobgliederung. Auf den Seiten 13 bis 24 ist eine Feingliederung vorzufinden. Beispielsweise ist die Darstellung der Preußenherrschaft 1814–1919 in neun Kapitel untergliedert, die ihrerseits wieder Unterpunkte enthalten. Diese differenzierte Struktur erlaubt es dem Leser, sich Fragestellungen je nach Interesse selektiv anzunähern.

Hinsichtlich der Darstellung des 19. Jahrhunderts fällt auf, dass Dittmar Lauer schwerpunktmäßig wirtschafts- und sozialgeschichtliche Aspekte in den Vordergrund rückt, Landwirtschaft, Wald und Forst, die Auswanderungen, Mühlen-geschichte, die Hochwald- und Hunsrückbahn, Erschließung von Bodenschätzen, Wasserversorgung, Handwerk, Handel und Gewerbe. Das letzte Unterkapitel „Kriege im 19. Jahrhundert“ bereitet den Übergang vor zum nachfolgenden Kapitel über den Ersten Weltkrieg in Hinzert und Pöler. Wie auch bei der Darstellung des verlustreicheren Zweiten Weltkrieges wendet sich der Autor auch hier den Opfern des Krieges zu, deren Schicksal er darstellt. Belegt durch örtliche Quellen oder Presseartikel wird die wirtschaftliche Not in Folge des verlorenen Ersten Weltkrieges gut veranschaulicht. Vor allem in älteren Chroniken wurde die Zeit der NS-Diktatur nur summarisch auf wenigen Seiten abgehandelt. Dittmar Lauer hingegen geht detailliert auf die Protagonisten des Nationalsozialismus in der Region ein, ihren Werdegang und ihre Aktivitäten, etwa die NSDAP-Kreisleitung in Hermeskeil oder die Ortsgruppenleiter und Ortsbauernführer in Hinzert und Pöler. Die Darstellung der verbrecherischen Aktionen gegen jüdische Mitbürger und Sinti und Roma wird mit großer Empathie des Autors für die Opfer geschildert.

Genauso ausführlich wird der Verlauf des Zweiten Weltkrieges rekonstruiert; auch der Opfer unter der Zivilbevölkerung und der Gefallenen wird gedacht. Auch wenn die Errichtung des Lagers Hinzert – Lager der Deutschen Arbeitsfront und danach SS-Sonderlager und Polizeihäftlager Hinzert – nicht auf Initiative örtlicher Parteigenossen zurückging, war dies kein Hinderungsgrund für den Autor, die Geschichte des Hinzert-Lagers, das Lagerleben, aber auch Zeichen von Menschlichkeit, besonders ausführlich herauszustellen. Die drei Lagerkommandanten, Hermann Pister, Egon Zill und Paul Sporrenberg, sowie Täter wie Josef Brendel, Georg Schaaf, Eugen Wipf und Lagervertragsarzt Dr. Theophil Hackethal werden mit ihren grausamen Verbrechen konfrontiert. Vor allem hiermit kommt der Chronik der Gemeinde Hinzert-Pöler eine Bedeutung zu, die weit über das Orts-geschehen hinausreicht. Der primäre Leserkreis, die Bürgerinnen und Bürger von Hinzert-Pöler, wird vielleicht erstmals mit den unsäglichen menschenverachten-

den Verbrechen konfrontiert, die in der NS-Zeit in ihrer Heimat verübt wurden. Die Schutzbehauptung, nichts gewusst zu haben von den damaligen Vorgängen im Lager, kann allein schon dadurch widerlegt werden, dass das Lager auch der Bevölkerung Arbeitsplätze geboten hatte und Häftlinge in Hinzert und Pölerst als Arbeitskräfte tätig waren. Außerdem unterhielt die Lagerverwaltung Außenkommandos. Lauer gibt Beispiele des Schriftverkehrs der Lagerkommandantur mit verschiedenen Firmen, die Arbeitskräfte angefordert hatten. Zudem waren Veranstaltungen im Lager in der Regel öffentlich. Zeitzeugen aus Hinzert, Pölerst und Reinsfeld bestätigten, dass im Hinzert Lager Filme und Fronttheater besucht werden konnten oder dass im Lager Vorführungen und Varietés angeboten wurden. Für den Zeitraum vom 2. Februar 1940 bis 22. September 1942 listet der Autor 42 verschiedene Veranstaltungen im SS-Lager auf. Fünf Personen wird ein Ehrenplatz eingeräumt, da sie mit ihren Mitteln das unsägliche Leid von Häftlingen zu lindern versuchten. Nach Kriegsende wurde das leerstehende und unbewachte Hinzert Lager aus vielerlei Gründen „Schauplatz materieller Begehrlichkeiten“ (S. 403). Schränke und Spinde aus dem KZ hätten nach Aussagen von Zeitzeugen noch Jahre später in Häusern der Region gestanden.

Das Werk hat Vorbildcharakter für Geschichtsvereine oder Arbeitskreise Heimatkunde, vor allem hinsichtlich der Erschließung der Quellen und der Einbettung der Ortsgeschichte in den historischen Kontext. Dies gilt insbesondere für die Darstellung des Zweiten Weltkrieges, die in Ortschroniken häufig reduziert ist auf die Namensliste der Gefallenen und Vermissten und Abbildung von Kriegerdenkmälern. Die Bevölkerung von Hinzert und Pölerst, deren Gemeinden vor fünfzig Jahren zur Doppelgemeinde Hinzert-Pölerst trotz Widerstand zusammengelegt wurden, kann sich glücklich schätzen, auf eine derart detaillierte Chronik zurückgreifen zu können, wie die von Dittmar Lauer erstellte. Ein Kompliment gebührt auch dem Verlag Alta Silva für die gute Druckqualität, die zahlreichen Fotos, viele in Farbe, und die gelungene Faksimile-Wiedergabe.

Franz Josef SCHÄFER

Mil LORANG, *Luxemburg im Schatten der Shoah. MemoShoah Luxembourg* (Hrsg.). Soleuvre: Éditions Phi 2019, 201 S., zahlr. Abb., ISBN: 978-2-919791-18-7, EUR 22,00.

Vor 80 Jahren, am 10. Mai 1940, besetzte die deutsche Wehrmacht das neutrale Luxemburg. Im Narrativ der dortigen Geschichtsschreibung über die „verlorenen Jahre“ standen lange die Aktionen der Résistance und die Schicksale von Zwangs-

rekrutierten und Zwangsumgesiedelten im Vordergrund. Die Terrormaßnahmen gegen die jüdische Bevölkerung und die Deportationen waren selten Gegenstand von Untersuchungen. Wenn, dann kamen diese meist von der jüdischen Gemeinde selbst. Hervorzuheben sind die Veröffentlichungen des Journalisten Paul Cerf. Dies änderte sich nach vereinzelt Studien in den 1990er Jahren, als der Parlamentsabgeordnete Ben Fayot im Jahre 2000 eine Gesetzesvorlage nach französischem Vorbild einreichte, um die „Spoliation des biens juifs“, also Raub und Enteignung jüdischen Besitzes, zu untersuchen und gegebenenfalls Eigentum an die Nachfahren zurückzugeben. Der damalige Premierminister Jean-Claude Juncker setzte eine Kommission ein, die im Jahre 2009 ihren Abschluss-Bericht vorlegte, der jedoch nie von der Regierung vorgestellt wurde. Durch diese Initiative und auch die Gründung der Universität war allerdings ein Zug in Bewegung gekommen, in dessen Sogwirkung auch das hier vorzustellende Buch entstand. Mil Lorang, früher beim unabhängigen luxemburgischen Gewerkschaftsbund (OGBL) für die Öffentlichkeitsarbeit verantwortlich, ist im Vorstand der Organisation MemoShoah tätig. Das Buch, das in Luxemburg auf der Bestseller-Liste stand, ist gut recherchiert und – auch wegen der etwa 90 Fotos – ansprechend gestaltet. In verständlicher Sprache gibt der Autor einen Einblick in die Verfolgung der Luxemburger Juden und die Ermordung von knapp 1.300 der etwa 4.000 Menschen, die beim Einmarsch der Deutschen dort lebten.

Einer kurzen Erläuterung der Begriffe „Shoah“ und „Holocaust“ folgt ein Vorwort von François Moysse. Er ist Präsident der im Juni 2018 gegründeten „Fondation Luxembourgeoise pour la Mémoire de la Shoah“, die gemeinsam vom luxemburgischen Staat und dem Consistorium der jüdischen Gemeinde getragen wird. In der Einleitung (Kapitel I) schreibt Lorang, dass die Idee zu diesem Buch im Vorfeld der Gedenkfeier am 16. Oktober 2016 am Hauptbahnhof in Luxemburg zur Erinnerung an den ersten Deportations-Transport entstand. Der Autor führt weiter aus, dies sei das erste Mal seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges gewesen, dass offiziell den Shoah-Opfern Luxemburgs durch einen Staatsakt gedacht wurde. Wegbereiter dorthin war der sogenannte „Artuso-Bericht“ von 2015, der zu dem Schluss kam, dass Luxemburg eine Mitschuld an der Judenverfolgung trage aufgrund der Kollaboration und der systematischen Identifizierung und Auflistung der jüdischen Bewohner durch die luxemburgische Verwaltungskommission. Der Bericht führte zu einer Entschuldigung bei der jüdischen Gemeinde durch Parlament und Regierung.

Bevor der Autor die Leidenswege der Luxemburger Juden beschreibt, geht er auf die Vorgänge in Nazi-Deutschland und insbesondere die Pogrome des 9. und 10. November 1938 ein (Kapitel II). SA-Truppen und Angehörige der SS organisierten unter reger Beteiligung der Bevölkerung gewalttätige Übergriffe auf die Juden,

plünderten und demolierten Synagogen oder steckten sie in Brand. Augenzeugenberichte und Fotos machen die schrecklichen Ereignisse anschaulich. Durch einen Exkurs zu den Vorgängen im rheinhessischen Guntersblum, wo Nazi-Aktivisten den Synagogen-Vorstand zwangen, mit der Thorarolle durch den Ort zu gehen, macht der Autor deutlich, dass die Pogrome nicht nur in großen Städten, sondern auch im kleinen Dorf stattfanden.

Kapitel III schildert anschaulich die durch die Fluchtbewegung aus Nazi-Deutschland seit 1933 und später aus Österreich entstandene Situation, die zur Schließung der Grenzen durch die luxemburgische Regierung (1938) führte. Die Ergebnisse der Konferenz von Évian werden ausführlich beleuchtet. Vorurteile gegen die Flüchtlinge existierten und wurden gezielt geschürt, wie der Autor durch Abdruck antijüdischer Flugzettel aus dem Jahre 1936 belegen kann, zudem verhielt sich die Gendarmerie rigoros gegenüber Ausländern. Nach Einmarsch der deutschen Wehrmacht verließen mehrere Tausend Juden das Land oder wurden von den Deutschen vertrieben. Während der Autor die Verwüstung und Zerstörung der Luxemburger Synagogen ausführlich beschreibt, werden andere wichtige Themen nur kurz abgehandelt. Lorang listet die antijüdischen Maßnahmen von Gauleiter Simon in einem Anhang auf, doch Themen wie die Arisierung jüdischer Betriebe und der Raub jüdischen Eigentums hätten mehr Raum verdient. Bis heute ist die Frage der „schlafenden Konten“ bei Luxemburger Banken ungeklärt. Unerwähnt bleibt die Verpflichtung aller arbeitsfähigen jüdischen Männer zur Zwangsarbeit in Steinbrüchen bei Nennig und an der Reichsautobahn in der Eifel als Vorstufe der Deportation.

Kern und Herzstück des Buches sind die starken Kapitel IV–VI, in denen der Autor detailliert und kenntnisreich die Deportation und Ermordung Luxemburger Juden beschreibt. Was die insgesamt sieben Deportationszüge zwischen 1941 und 1943 angeht, kommt Lorang der Verdienst zu, alle Transportlisten überprüft zu haben. Die Transporte gingen vom Hauptbahnhof ab, einige wurden vorher am Sammellager „Kloster Fünfbrunnen“ zusammengestellt, von den Deutschen euphemistisch als „Jüdisches Altersheim“ bezeichnet. Von den insgesamt 658 aus Luxemburg deportierten Juden überlebten nur 44.

Kapitel IV beschäftigt sich ausführlich mit dem ersten und größten Transport vom Oktober 1941 ins Ghetto Litzmannstadt. In diesem Zug waren mehr als 500 Juden, darunter auch knapp 200 aus Trier und Umgebung. Sehr ausführlich schildert der Autor die Einrichtung des Ghettos durch die Deutschen in der polnischen Stadt Łódź, die unmenschlichen Lebensbedingungen und die zu verrichtende Sklavenarbeit. Erschütternd lesen sich die Berichte über die bestialische Ermordung der meisten Ghetto-Bewohner in der „Auspuffgasvernichtungsanlage“

in Chelmno oder in Auschwitz-Birkenau. Exkurse mit den Biografien Ermordeter und Überlebender geben den Opfern ein Gesicht und sind eine wichtige Ergänzung zu den eher nüchternen Deportationslisten. Leider wird hier nicht auf die berührenden Briefe Luxemburger und Trierer Juden aus dem Ghetto Litzmannstadt Bezug genommen, die Pascale Eberhard veröffentlichte.

Im V. Kapitel beschreibt Lorang die vier Transporte des Jahres 1942. Der erste führte nach Izbica, nach Lorang das größte Transitghetto im Distrikt Lublin. Alle wurden ermordet, wahrscheinlich im Vernichtungslager Sobibor. Auch den Transport nach Auschwitz-Birkenau überlebte niemand. In zwei weiteren Transporten deportierten die deutschen Besatzer 180 Menschen ins Ghetto Theresienstadt. Insbesondere über den vom 28. Juli 1942 hat der Autor viele Informationen zusammengetragen. So waren unter den Deportierten auch Menschen aus der „Heilanstalt Ettelbrück“. Ergreifend ist zudem die Geschichte der zweijährigen Betty Hirschbein, die zusammen mit ihrer Großmutter deportiert wurde. Beide überlebten.

Kapitel VI widmet Lorang den 107 jüdischen Menschen, die 1943 in zwei Transporten nach Theresienstadt bzw. Auschwitz deportiert wurden. Mit Hilfe von Tagebuchaufzeichnungen, Berichten Überlebender und einem ausführlichen Familienportrait der Gottliebs aus Echternach gelingt es dem Autor, ein beeindruckendes Bild zu zeichnen.

Im VII. Kapitel wendet sich der Autor der Kollaboration mit den Deutschen, einem für Luxemburg schmerzlichen Thema zu. 14 Mitglieder der sogenannten „Freiwilligenarmee“, im August 1940 durch Gauleiter in die „deutsche Schutzpolizei“ eingegliedert, waren in den Jahren 1942/43 im besetzten Polen an der Erschießung von Juden beteiligt. Diese Verbrechen begingen sie als Mitglieder des 500 Mann starken deutschen Reserve-Polizeibataillons 101. Eine Veröffentlichung von Christopher Browning über dieses Bataillon schlug auch in Luxemburg hohe Wellen und führte in den 1990er Jahren zu einer gewissen Forschungstätigkeit. Die veröffentlichten Ergebnisse traten aber bald in den Hintergrund, und es ist das Verdienst von Lorang, das Thema erneut aufgegriffen zu haben. Zunächst durch einen Presseartikel im Jahre 2017 und dann in seinem hier vorgestellten Buch. Er fasst nicht nur den Forschungsstand zusammen, sondern kann durch die Auswertung bisher unveröffentlichter Dokumente Nachweise für die Beteiligung von Luxemburgern an der Ermordung jüdischer Menschen erbringen.

Ein Interview mit dem Shoah-Überlebenden Marian Turcki, eine Übersicht über antijüdische Maßnahmen in Luxemburg (1940–1942), eine Nachbetrachtung über den Holocaust, Literaturverzeichnis und Epilog beschließen die Publikation.

Durch die gründliche Aufarbeitung der Deportationen und die Präsentation neuer Erkenntnisse zur Frage der Teilnahme von Luxemburgern an der Erschießung von Juden hat der Autor ein wichtiges Buch vorgelegt, dem zu wünschen ist, dass es auch hierzulande wahrgenommen wird. Die geplante Ausgabe in französischer Sprache wird die Wirkung der Publikation noch steigern.

Wolfgang SCHMITT-KÖLZER

Michael RÖHRIG, Stahlstadt Völklingen – Autostadt Rüsselsheim. Krisenhafte Transformation von Industriestädten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (= Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte, Bd. 51). Saarbrücken: Kommission für Saarländische Landesgeschichte e. V. 2019, 430 S., ISBN: 978-3-939150-12-1, EUR 29,80.

Prozesse der Deindustrialisierung und des damit verbundenen Strukturwandels in sozioökonomischer, politischer oder soziokultureller Hinsicht, denen die Gesellschaften im Westen besonders intensiv seit den 1970er Jahren, in der Periode „nach dem Boom“, unterworfen waren, ziehen seit einiger Zeit – auch vergleichend – verstärkt Aufmerksamkeit der zeithistorischen Forschung auf sich.¹ Die an der Universität Trier entstandene Dissertation von Michael Röhrig fügt sich in diesen Trend, indem sie das Augenmerk auf Strukturtransformationen, Krisenwahrnehmungen und -reaktionen der lokalen Akteure in zwei westdeutschen Städten, der „Stahlstadt“ Völklingen und der „Autostadt“ Rüsselsheim, richtet. Die Studie ist aus einem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Forschungsprojekt mit dem Titel „Industriestädte – Krisen, Krisenwahrnehmungen und Entwicklungsalternativen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts“ hervorgegangen, das in Kooperation mit der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg durchgeführt wurde.²

Röhrigs Untersuchung zielt darauf, das Narrativ von einer gleichsam teleologischen Entwicklung der Industriestädte „nach dem Boom“ – von deren Aufstieg, Niedergang und Ende – kritisch zu hinterfragen und stärker zu differenzieren bzw. zu relativieren. Mit dem saarländischen Völklingen und dem hessischen Rüsselsheim sind zwei Mittelstädte Gegenstand der Studie, die von unterschiedlichen großindustriellen Branchen und ihrer konjunkturellen Entwicklung bzw. von ent-

¹ Vgl. z. B. Lutz RAPHAEL: *Jenseits von Kohle und Stahl. Eine Gesellschaftsgeschichte Westeuropas nach dem Boom*. Berlin 2019.

² Die an der Helmut-Schmidt-Universität als Pendant entstandene Arbeit widmete sich dem Vergleich von Wilhelmshaven und Wolfsburg. Vgl. Jörn EIBEN: *Industriestädte und ihre Krisen. Wilhelmshaven und Wolfsburg in den 1970er und 1980er Jahren*. Göttingen 2019.

sprechenden Großunternehmen nachhaltig geprägt waren (und sind). Während das Völklinger Hüttenwerk jedoch zu einer „altindustriellen“, schrumpfenden, von Krisen und strukturellen Wandlungsprozessen besonders stark betroffenen Branche gehörte, stellte die Adam Opel AG mit ihrem Stammwerk in Rüsselsheim eines der bedeutendsten Unternehmen einer Industrie dar, die trotz Krisen ihre Schlüsselstellung in der bundesrepublikanischen Wirtschaft behalten konnte. Im Mittelpunkt der Arbeit stehen damit – in vergleichender Perspektive – die Auswirkungen der Krisen und des Strukturwandels in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf die Stadtentwicklung sowie die Wahrnehmungsmuster von und Auseinandersetzungen um Krisen und Krisenbewältigung, zukünftige Entwicklungsrichtung und Transformationsprozesse in beiden monostrukturell geprägten Städten im Verhältnis zur Entwicklung der jeweils dominierenden Unternehmen und Branchen. Als Erklärungsrahmen für die Stadtentwicklung im Spannungsfeld von Persistenz und Wandel dient das Pfadkonzept, während der zeitliche Schwerpunkt auf der Periode von den späten 1960er bis zu den frühen 1990er Jahren liegt.

In zwei umfassenden, detailreichen Kapiteln zeichnet der Autor die Entwicklung beider Städte und ihrer Selbst- und Fremdbilder, parallel mit der Entwicklung der jeweiligen Werke und Unternehmen, sowie Debatten in der Kommunalpolitik und der lokalen Öffentlichkeit nach. Dabei werden besondere Ausformungen deutlich, die die monostrukturellen Abhängigkeiten und die Interessenverflechtungen zwischen Stadt und Werk – in Völklingen der Röchling'schen Eisen- und Stahlwerke bzw. der Stahlwerke Röchling-Burbach und in Rüsselsheim dem Opel-Werk von General Motors – genauso wie die Krisenerscheinungen und -wirkungen jeweils erhielten. Im Falle von Völklingen verlief die Entwicklung der Stadt von einem Wachstum im Zeichen des Nachkriegsbooms der 1950er Jahre hin zur Stagnation und zum Schrumpfungsprozess im Gefolge der instabilen Auf- und Abwärtsentwicklung des (Hütten-)Werks und der Krise der Eisen- und Stahlindustrie, die ab den 1960er und insbesondere ab Mitte der 1970er Jahre – auch wenn zwischenzeitlich kurze Aufschwungperioden folgten – mit einem Verlust von Arbeitsplätzen und einer Krise der kommunalen Finanzen einherging. Erste Kritik an der Abhängigkeit der Stadt von der Montanindustrie kam bereits in den 1960er Jahren auf, dennoch wurde, wie die Studie zeigt, lange Zeit am Leitbild Völklingens als Stahlstadt festgehalten. Versuche, andere Industrien anzusiedeln, brachten kaum Erfolg. Erst ab Ende der 1980er, Anfang der 1990er Jahre, nach der Stilllegung der Roheisenphase 1986, konnten Projekte zur Revitalisierung der Industrieflächen angestoßen werden. 1994 erhielt die Völklinger Hütte den Status eines UNESCO-Weltkulturerbes.

Anders als Völklingen mit seinem Image einer vom Niedergang betroffenen Stadt entwickelte sich Rüsselsheim noch bis zum Ende der 1970er Jahre im Zei-

chen des Autobooms und der – wenngleich durch zeitweilige Einbrüche, wie in der Rezession von 1966–1967 oder nach der Ölkrise von 1973, unterbrochenen – Expansion einer Industrie, die als Symbol der Modernität galt. Eine Zäsur bildete hier erst die zweite Ölkrise um die Wende zu den 1980er Jahren, die mit dem Ende des Wachstumsoptimismus einherging und eine Schrumpfung des lokalen Arbeitsmarkts, Abwanderung aus der Stadt und ebenfalls eine Stagnation und finanzielle Krise der einst „reichen“ Kommune nach sich zog. Versuche zur Diversifizierung der städtischen Wirtschaftsstruktur wurden auch in Rüsselsheim bereits ab Ende der 1960er Jahre unternommen, jedoch blieben auch hier Projekte zur Tertiärisierung letzten Endes wenig erfolgreich. Allerdings wurden die beschäftigungspolitischen Auswirkungen der Krisenprozesse durch die Lage der Stadt in der prosperierenden Metropolregion Rhein-Main abgemildert.

Im Verhältnis zu den beiden umfangreichen Hauptkapiteln der Studie fällt der eigentliche Vergleich mit etwa 10 Seiten überaus knapp aus. Hier wären – zumal vom Verfasser selbst betont wird, dass die Beispiele von Völklingen und Rüsselsheim für Städte dieses Typs nur eingeschränkt repräsentativ seien – eine ausführlichere vertiefende Analyse ebenso wie eine zumindest punktuelle Berücksichtigung der aus arbeitsökonomischen Gründen ausgeklammerten landespolitischen Ebene wünschenswert gewesen. Dabei hätten auch die Positionierungen und die Rolle verschiedener politischer und zivilgesellschaftlicher Akteure, wie etwa Parteien, Gewerkschaften oder Kirchen, in der Auseinandersetzung mit den Krisen und der Stadtentwicklung schärfer und systematischer herausgearbeitet werden können.

Nichtsdestotrotz kann der Autor zeigen, dass neben Unterschieden, die u. a. in dem jeweiligen Ausmaß der Betroffenheit durch die Krisen der Industrie, Deindustrialisierung und Strukturwandel oder dem ungleichzeitigen Einsetzen und Verlauf dieser Prozesse bestanden, die Persistenz des industriellen Entwicklungspfads bei den Städten gemeinsam war. Ungeachtet der Krisen, Umstrukturierungsprozesse und der partiellen Reduktion der Abhängigkeit blieb die dominierende (Groß-) Industrie nicht nur in Rüsselsheim, sondern auch in Völklingen bis in die 1990er Jahre und Anfang des 21. Jahrhunderts wichtigster Wirtschaftsfaktor, während die Etablierung eines starken Dienstleistungssektors in beiden Städten nicht gelang.

Im Ganzen leistet die gründlich recherchierte, empirisch fundierte und mit ausführlichem Zahlenmaterial, zahlreichen grafischen Darstellungen und Abbildungen versehene Studie von Michael Röhrig einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der strukturellen Transformationsprozesse in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf der Ebene der Industriestädte, auch über den engeren lokal- und regionalgeschichtlichen Kontext, hinaus. In Verbindung mit weiteren stadt- bzw.

regionalhistorischen Studien zu anderen Branchen oder Ländern kann sie auch zu einem besseren Verständnis dieser Prozesse beitragen.

Dimitrij OWETSCHKIN

